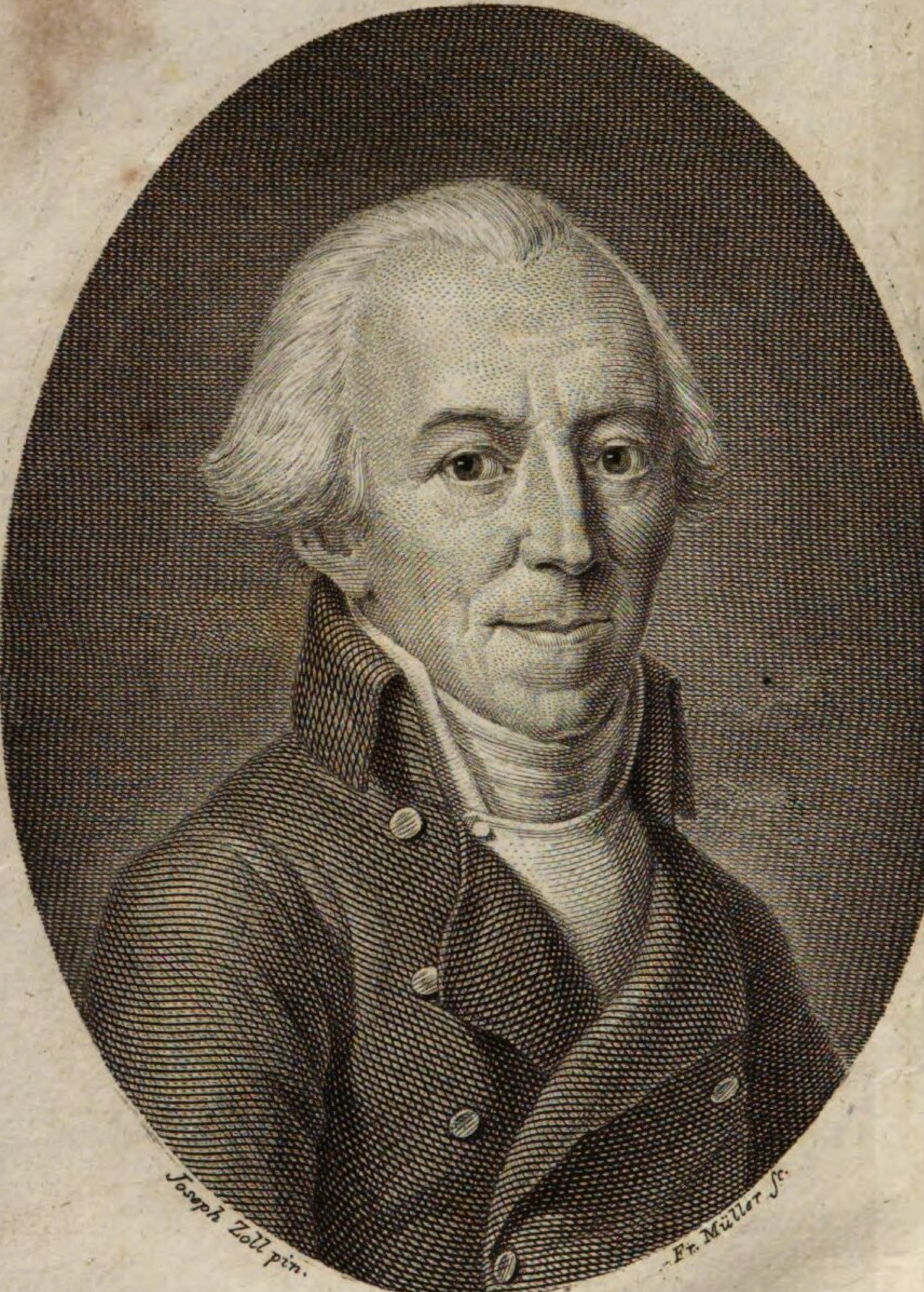
7

4E6

L bac (b) 7

~~L. germ. 869~~

Ittner



J. G. JACOBI.

[Ittner, Jos. Alb. v.]

Leben

Joh. Georg Jacobi's.

Von

einem seiner Freunde.

KGL. STUDIEN-BIBLIOTHEK IN PASSAU

— nec turpem senectam
Degere, nec citharâ carentem.

Horat. L. I. Od. 21.

Zürich,
bey Orell, Füßli und Compagnie.
1822.

Bibliothek der Philos.-theol. Hochschule Passau

[Ittner, Joseph Albert von]
1754–1825.

K.

096813032

Staatl. Bibliothek Passau

Vorrede.

Ueber seine Lebensumstände hinterließ der verewigte Dichter Johann Georg Jacobi keine schriftlichen Nachrichten. Nur einige kurze Noten sagte er einmal einem seiner Schüler in die Feder. Weiter gehen diese nicht, als bis zu seinen akademischen Studien in Göttingen. Bey diesem Zeitpunkte brach er ab, war auch keineswegs mehr zu bewegen, die Fortsetzung zu geben, sondern sagte verdrüßig: „Das Uebrige wisse man ja „ohnehin."

Nach seinem Hintritte blieb es der Wunsch seiner Wittwe und einiger seiner Freunde, daß dem so allgemein geliebten und geehrten Dichter ein biographisches Denkmal gestiftet werden möchte. Man sammelte also Bruchstücke, so viel man deren theilhaftig werden konnte. Sie wurden theils aus der frühern Literaturgeschichte von der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, in welcher der Dichter seinen ersten Ruhm begründete, hervorgezogen, theils aus einem kleinen Vorrathe von Briefen, die derselbe zurückließ, theils aus einigen wenigen sehr lehrreichen Noten mitgetheilt nur von einem einzigen unter so vielen Freunden, die er besaß; endlich aus einem trefflichen Aufsatze eines sehr gelehrten Mannes in München über das frühere Familienleben des Dichters bis zu seinem Ab-

gange nach Halle. Man benutzte diese letztere Quelle dankbar, oft wörtlich; und wahrscheinlich floß dieselbe aus mündlichen Nachrichten des hochgefeyerten Philosophen Friedrich Jacobi, Bruders des Verstorbenen.

Dieses waren nun die Materialien, die dem Verfasser dieser Biographie zu Gebote standen, und welche derselbe durch die Erinnerungen aus dem persönlichen fast zehenjährigen, aber oft unterbrochenen Umgange mit dem Unvergeßlichen, aus der Beobachtung seines Handelns und seiner Denkweise bis zum Ende seines Lebens ergänzte, mit dem Wunsche, daß dieses kleine historische Gemälde seinen Freunden angenehm, und den vielen Schülern, die er bildete, ein bleibendes Erinnerungsmahl ihres ehrwürdigen Lehrers seyn möge, so wie die Hypomnemata oder

Denkwürdigkeiten des Sokrates, aufgezeichnet von Xenophon, den Schülern dieses weisen Meisters zum Vorbilde für ihr moralisches, bürgerliches und literarisches Leben einst gedient hatten.

Den 1. Jenner 1822.

Der Verfasser.

Jacobi's Leben.

Jacobi's Leben.

Den Ursprung der Familie, aus welcher unser gefeyerte Dichter Johann Georg Jacobi abstammt, finden wir zu Wollershausen, einem Dorfe im Handverischen, nur wenige Stunden von Göttingen entlegen. Dort wohnte der Großvater Johann Andreas Jacobi als evangelisch-lutherischer Prediger, ein Mann von strengen Sitten, ernster Frömmigkeit und stiller Häuslichkeit im Kreise der Seinen. Geboren im Jahre 1680, bestimmt von seinen Eltern zu einem Landschuldienste, studierte er zu Nordhausen und nachgehends auf der hohen Schule zu Jena mit jenem eisernen Fleiße und jener strengen sittlichen Aufführung, die in der Welt Vertrauen erwecken, und leicht Unterstützung gewinnen

Als Jüngling erwarb er sich ausgezeichnete Kenntnisse, kam nachgehends in die Familie des Freyherrn von Werthern in Thüringen als Hofmeister, in welcher er die Vorzüge einer geselligen Bildung sich eigen machte, die ihm später bey der Leitung und Erziehung seiner eigenen Söhne so wohl zu statten kam. War er gleich in den Schulen der sogenannten scholastischen Philosophie erzogen, so schwur er dennoch nicht auf die Lehrsätze seiner Meister, sondern erhielt seinen Geist frey und unabhängig. Als endlich Christian Thomasius, der scharfsinnige Leibnitz und der folgerechte Denker Wolf die philosophischen Systeme reformirten, schritt er in seinen Kenntnissen vorwärts, und ward einmal von dem Handverischen Consistorium zu einer weitläufigen Untersuchung und Verantwortung gezogen, weil er einige originelle Lehrsätze des Superintendenten in Ellrich, die damals bey den strengen Orthodoxen großes Aufsehen erregten, freymüthig, doch nur mündlich beurtheilt hatte.

Nach dem Antritte des Predigeramtes entfernte er sich sogleich von der Sitte der damaligen Kanzelredner, die in ihren kirchlichen Vorträgen mit griechischen und hebräischen Sprüchen aus der Bibel in das Volk hineinwarfen, und damit das Ansehen großer Schriftgelehrter gewannen. Er befolgte eher die einfachen und schmucklosen Vorträge von Spener, Franke, Mosheim und Reinbeck, forschte und prüfte unaufhörlich, suchte sich nebenher ausländische Sprachkenntnisse zu erwerben, und lernte noch als Landprediger durch sich selbst das Französische. Bis zu seinem Tode waren Schriftserklärung und Naturbeobachtung sein Studium, in welchem er mit Scharfsinn noch immer Fortschritte machte. Noch auf seinem Sterbebette las der 76 jährige Greis eine der neuesten theologischen Schriften, Dr. Heumanns Erklärung des Briefes an die Hebräer. Strenge Ordnung, Sparsamkeit, Frömmigkeit wohnten in seinem Hause. An den Winterabenden hielt er mit seiner Familie und seinen Hausgenossen Betstunden. Er betrachtete solche

gemeinschaftliche Erweckungen eines frommen Sinnes als wahre Pflicht christlicher Hausväter. In seine Bücher schrieb er: Fidentem nescit deseruisse Deus, d. h. Gott verläßt jene nie, die auf ihn Vertrauen setzen. Ihm ward die seltene Freude, daß er seine Söhne noch 17 Jahre als Familienväter wohl versorgt und von ihnen eine Nachkommenschaft von 20 Enkeln sah. Dieses Glück nahm er mit aufrichtiger Bescheidenheit, ermahnte die Seinigen schriftlich und mündlich zu gleichen Gesinnungen, und warnte sie, daß sie die Welt nicht zu lieb gewinnen möchten. „Hat", sagte er, „eine Familie nach „ihren Umständen sich auf eine merkliche Höhe „emporgeschwungen, und wird übermüthig, so „fällt sie wieder; dahero hält sich auch ein sol„ches Geschlecht in gleichem Glücke selten durch „drey Abstammungen; davon sind auch die mäch„tigsten Regenten nicht ausgenommen. Und „kämen sie dahin, daß sie allen benachbarten „Völkern Gesetze vorschrieben, so ist ihr Fall „gewiß am nächsten." — Wann haben sich diese

Grundsätze kräftiger bewährt, als in unserer Zeit!

In dieser frommen und ehrwürdigen Familienschule wuchsen empor seine beyden Söhne. Der älteste Johann Friedrich studierte Theologie, und ward nachgehends Generalsuperintendent zu Celle bey Hanover, ein Mann von hoher Geistesbildung und dem reinsten moralischen Charakter, der die allgemeine Huldigung seiner Zeitgenossen bis an das äußerste Ziel seines Lebens gewann, ein scharfsinniger Forscher über Gottes Eigenschaften und die Werkstätte der Natur, der durch Wort und Schrift auch durch Theilnahme bey dem ausgezeichneten landwirthschaftlichen Vereine zu Celle thätig war. Seine Biographie enthält das Nekrolog vom Jahre 1791. Unabläßig bemüht, sich zu unterrichten, las er noch am Rande des Grabes im achtzigsten Jahr seines Alters Tiedemans Geist der spekulativen Philosophie.

Sein jüngerer Bruder, Johann Konrad Jacobi, verließ das väterliche Haus nach er-

haltener sittlicher und geistiger Bildung. Fast ohne alle Unterstützung aus dem sehr spärlichen Einkommen der Familie widmete er sich dem Handel, und kam in ein Haus nach Hanover, wo er als Handelsdiener stand. Dorthin verfügte sich jährlich in seinen Geschäften ein angesehener Mann aus Düsseldorf, der Commerzienrath Christoph Falmer. An dem stillen durch Bescheidenheit und Bildung ausgezeichneten Jünglinge fand er besonderes Wohlgefallen, nahm ihn mit sich, und stellte ihn an auf seiner Rechenstube in Düsseldorf. Dort erwarb sich der junge Mensch, durch Treue, durch Redlichkeit, Fleiß und Einsicht das unbegränzte Vertrauen Falmers, und endlich wurde ihm in dem großen und geschäftevollen Hause, mit Falmers Tochter, die er heurathete, das Bürgerrecht zu Düsseldorf zu Theil.

So erhoben sich diese beyden Söhne durch eigenes Verdienst empor; doch wohlversorgt, vergaßen sie des väterlichen Hauses nicht. Sie betrachteten dasselbe als den Mittelpunkt, in

welchem sich die getrennt Lebenden von Zeit zu Zeit wieder versammelten. Allezeit um das dritte Jahr unternahm der Düsseldorfer Jacobi eine Reise in das Vaterland, und brachte den Großeltern den Nachwuchs seiner kleinen Familie, die dann aus dem großväterlichen Pfarrhofe zu Wallershausen erhöhte Achtung für alte Sitte, für Frömmigkeit und die sichtbare Hoheit edler Gesinnungen zurückbrachte.

Johann Konrad Jacobi, jetzt Komerzienrath und Handelsmann in Düsseldorf durch innigste Liebe an Vater und Bruder gebunden, vereinigte in sich alle sittlichen und geistigen Eigenschaften des Hauses, von dem er abstammte. Sie wurden näher bestimmt durch den Einfluß seiner Lebensweise und den Beruf, welchen er sich gewählt hatte. Er war ein sehr verständiger Mann, von schnellem aber sicherem Blicke, von Gegenwart des Geistes, unternehmend aber zugleich vorsichtig, ernst, fast strenge, zuweilen ungeduldig, wenn eine Sache gegen seine Meinung und Einsicht falsch angegriffen wurde.

Für die mechanische Kunst hatte er ein vorherrschendes Talent, Freude am Bauen, und war gewöhnlich sein eigener Baumeister. Mild und bereit jedem hülfreiche Hand zu bieten, kündigte sich sein gefühlvolles Herz sogar im Mitleide gegen Thiere an *). Ein vom Vater ererbter religiöser Sinn durchdrang sein ganzes Leben und Seyn. Für einen Mann, dessen Hauptgeschäft der Handel war, besaß er eine auserlesene Büchersammlung. Er hatte fleißig zur Uebung seines Geistes die deutschen Schriften des Philosophen Wolf gelesen, und sich, so viel möglich, mit der deutschen Litteratur seiner Zeit bekannt gemacht. Vom gemeinen Mitbürger war er geliebt und geachtet, wurde öfters von öffentlichen Behörden um Rath gefragt, und hatte viele Verbindungen am Hofe selbst, wo seine Empfehlungen mehrmals von Wirkung waren, wenn er sie jemanden angedeihen ließ.

Wie alle gute und reine Menschen hatte er

---

*) Siehe Jacobi's Werke III. Band. Seite 247.

seine Freude an der lieben Natur, und an der Kultur des Bodens. Von seinen mühsamen Geschäften suchte er seine Erholung in seinem Garten vor der Stadt, dem sogenannten Pempelfort, der nachgehends durch seinen Sohn, den Philosophen Friedrich Heinrich Jacobi, als Sitz der edelsten Gastfreyheit berühmt geworden ist. Dieser Garten ward von dem Flüßchen Düssel durchflossen, und durch mehrere helle Teiche belebt. In jenem stillen Aufenthalte erzog er herrliches Obst von allen Arten, innig erfreut, wenn er damit, so wie mit den Weinen seines wohlbesetzten Kellers jemand erquicken konnte. Er hatte eine ausgezeichnete Orangerie angelegt, und meistentheils selbst gezogen und gepflegt. Sein Treibhaus war mit den seltensten Gewächsen aller Welttheile bevölkert. Kurz seine Lebensweise war jene, die einen wohlhabenden und vielfach gebildeten Geschäftsmann ankündigt, dem weiser Genuß nicht fremd ist.

Er lebte glücklich mit seiner Gattin, Falmers

Tochter. Sie zeichnete sich aus als eine Frau von sehr feinem Verstande, von zarter Empfindung, liebevollem Wesen und hoher Religiosität ohne die mindeste Bigotterie. Aeußerst wohlthätig erwies sie sich gegen alle Armen ohne Unterschied des Kirchenglaubens, obgleich sie der reformirten Kirche angehörte; weßhalb nach ihrem Tode die katholischen Armen häufig um ihren Sarg knieten und betheten. Ein zarter Körperbau kündigte schon eine große Reizbarkeit an; daher kam es, daß sie sich die Leiden ihrer Mitmenschen tief zu Herzen nahm; daher auch, daß sie die Furcht und Unruhe bey Gewittern nicht wohl bemeistern konnte. Sie gab ihrem Mann drey Kinder, den Dichter Johann Georg, den Philosophen Friedrich Heinrich und eine Tochter. Sie starb frühzeitig, als der älteste Sohn kaum 7 Jahre alt war.

Nun sah sich der Vater veranlaßt, wegen seinem ausgedehnten Hauswesen zu einer zweyten Ehe mit der Tochter des Weinhändlers Lausberg von Elberfeld zu schreiten. Aus der-

selben entsprangen zwey Töchter, Helene und Charlotte, nebst einem Sohne. Die Mutter besaß zwar nicht einen so ausgebildeten Geist als die erste Gattin; allein sie war ein Bild der reinsten Herzensgüte, der innigsten Liebe und einer Verläugnung und Entäußerung ihrer selbst, die so selten auch bey den beßten Menschen gefunden wird. Sie hatte keinen frohern Genuß, als die Freude, den Ihrigen selbst Freude bereiten zu können. Ihrem Manne war sie mit unbegränzter Anhänglichkeit und Liebe zugethan. Unter den Kindern machte sie keinen Unterschied, liebte alle gleich und vollkommen, und wenn die aus der zweyten Ehe etwas geschenkt erhielten, so theilte sie es gerne auch unter jenen von der ersten. Georg und Fritz galten vor allen bey ihr, liebten und ehrten hingegen auch sie wieder aus vollem Herzen. Jede Aufmerksamkeit ihr erwiesen, lehnte sie ab, und wies die Kinder damit an den Vater hin. Daher jene rührende Eintracht, Liebe und Friede unter den Geschwistern aus beyden Ehen, welche

ihr ganzes späteres Leben hindurch unverbrüchlich fortdauerten. Von Stiefmutter und Stiefgeschwistern war da keine Rede. Die ältern Söhne nannten sie ihre zweyte gute Mutter. Vorzüglich der Dichter Jacobi bewies ihr die herzlichste Anhänglichkeit, und sprach auch in spätern Jahren immer mit Rührung von ihr. Als daher einer seiner Freunde für das Taschenbuch, die Iris, in einer deutschen Uebersetzung über das Grabmahl einer schlimmen Stiefmutter das bekannte Epigramm aus der griechischen Anthologie ihm übersandte, so ward Jacobi darüber ängstlich, nahm es zwar auf, setzte aber darunter ein herrliches Gedicht über eine gute Stiefmutter, das seine eigene Gefühle für die ihm Unvergeßliche ausdrückte.

Auch sogar die Eltern der beyden Mütter legten keinen Mißton zwischen diese freundliche Harmonie. Georg Christoph Falmer war von herzlicher Güte, von kindlich religiösem heiterm Sinne, der zuweilen, doch nur auf kurze Zeit in jedem Jahre, und fast regelmäßig durch

eine hypochondrische Stimmung gestört wurde. Auch er war zweymal verheurathet. Aus der ersten Ehe war unsers Jacobi's Mutter, aus der zweyten die nachherige Geheimeräthin Schlosser in Frankfurt, mit welcher der Dichter aufwuchs, und stets in engster Freundschaft lebte. Auch die Familie von Jacobi's zweyter Mutter in Elberfeld war durchaus hochgeschätzt, und zeichnete sich nicht minder durch anerkannte Rechtschaffenheit aus.

Die ersten Eindrücke, welche gutartige Menschen in den Umgebungen ihres väterlichen Hauses empfangen, wirken wie ein elektrischer Schlag durch das ganze Leben, geben den Anlagen zum Guten oder Bösen die Richtung, läutern durch Erfahrung den Verstand, und befeuern die Phantasie durch wohlthuende Erinnerung des Vergangenen. Ich mußte mich daher bey der Schilderung dieses achtbaren Familienkreises mit einiger Umständlichkeit aufhalten, weil der Dichter, von dem wir zu sprechen haben, ihm alle Elemente des Guten bey dem langen Wirken

seines Lebens verdankte, und mit Recht darauf stolz war, von so ehrenwerthen Ahnen, deren Auszeichnung in einem hohen Seelenadel bestand, entsprossen zu seyn. Einer der trefflichsten Lehrer und Bildner des Menschengeschlechtes unserer Zeit, der alte Pestalozzi, hatte wohl recht, wenn er das fromme Familienleben das Heiligthum der Wohnstube nannte, aus welchem die beglückende bürgerliche Tugend hervorgeht, und so lange noch hervorgehen wird, als die Geschlechter der Erde ihren hohen Werth nicht mißkennen.

Unser Dichter Johann Georg Jacobi, der anmuthsvolle Liebling der Musen, war den 2. September 1740 in Düsseldorf geboren. Von seiner Kindheit an hatte er eine schwache Gesundheit, die beständige Schonung erforderte. Als Knabe litt er an der sogenannten englischen Krankheit, daher setzte sich frühe bey ihm eine gewisse Furchtsamkeit und Unbehülflichkeit der körperlichen Bewegung an, die ihn durch das ganze Leben nicht mehr verließ. Unter die frü-

hesten Begebenheiten, deren er sich immer erinnerte, gehört, daß in dem väterlichen Hause ein Kindsmädchen katholischer Religion stand, die ihn mit vieler Liebe und Sorgfalt pflegte, auch ihn oft mit Erzählungen unterhielt. Die Mutter derselben war eine arme Wittwe, bey welcher das Kind oft ganze Tage zubrachte, wenn es im väterlichen Hause etwa zu unruhig hergieng. Ihr einsames klösterliches Stübchen ward Abends durch eine düstere Lampe beleuchtet, wo oft bey dem dämmernden Scheine eine Legende nach der andern erzählt ward. Diese Umgebungen und Legenden rührten seinen poetischen Sinn an; daher in seinen Schriften so oft Schilderungen der beschränkten Genügsamkeit vorkommen, und sein Mitleid um das Loos der Armuth, auf welches er so oft mit Theilnahme zurückkömmt.

Den frühesten Hausunterricht ertheilten ihm sogenannte Informatoren, oder junge Kandidaten der Gottesgelehrtheit. Sein erster Lehrer war ein phantastischer Mensch, durch welchen

seine ohnehin schon lebhafte Einbildungskraft, die reiche Quelle so vieler Leiden und Freuden, noch mehr gespannt ward. Das viele Sprechen über theologische Gegenstände, und die ehrwürdigen Beyspiele, die er an seinem Großvater und Oheim sahe, weckten in seinem jugendlichen frommen Sinne die Entschließung, Prediger zu werden. Hiezu kam noch ein geheimes Gefallen am Predigen, das ihm, wie wir sehen werden, immer eigen blieb.

Damals waren noch Kontroversen an der Tagesordnung. Man stritt fleißig über Religionslehren. Auf jeden Lehrsatz ward eine eigene Wichtigkeit gelegt, und jeder Artikel kunstmäßig durch Sprüche aus der Bibel und durch Syllogismen bezankt und wo möglich berichtigt. In einer volkreichen Stadt, wie Düsseldorf, wo alle drey christliche Religionen ihre eigene Gemeinden hatten, offenbarte sich die Wirkung dieses Zeitcharakters sehr deutlich, und sprach auch den Jüngling Jacobi an. Er verfiel in einen polemischen Geist, und übte ihn um so lieber,

weil er vernahm, daß die Jesuiten Versuche gemacht hätten, seinen Vater zur katholischen Religion zu bekehren. Aber diese Streitlust über Gegenstände des Kirchenglaubens nahm bey ihm den Charakter seines milden Herzens an; Menschenliebe blieb der Grundton, aus dem er sprach, und sein Streiten war mehr Uebung seines Scharfsinns und der dialektischen Kunst als Ausbruch von Erbitterung. In seinem väterlichen Hause wohnten alle drey Religionen friedlich neben einander. Der Vater und die Söhne waren evangelisch lutherischer Religion. Da äußerte einmal der junge Controversist den sonderbaren Wunsch, daß doch sein Bruder der reformirten Religion zugethan seyn oder werden möchte, damit er das Vergnügen haben könnte, ihn wieder zu bekehren *).

*) Einen fast ähnlichen Wunsch hörte ich einmal von zwey Freunden; der eine wünschte dem andern ganz ernstlich eine Krankheit an, um das Vergnügen zu haben, ihn mit Liebe pflegen und besorgen zu können.

Neben der deutschen Muttersprache lernte Jacobi gleichzeitig die französische. Noch als Kind ward er in die französische Schule geschickt; sodann befand sich auch in dem Hause für seine Schwestern eine französische Erzieherin, in deren Gesellschaft die Knaben täglich Zutritt und Uebung hatten. Ueberhaupt war damals zu Düsseldorf das Französische die gesellschaftliche Sprache in allen vornehmern Zirkeln. Die französische Büchersprache lernte er für sich durch eigenen Fleiß in Lesung des Telemach von Fenelon, des Tragiker Racine und des Satyriker Boileau. Nach diesen Uebungen kam er als Knabe von ungefähr 15 Jahren auf den Einfall, noch ohne die dramatischen Regeln zu kennen, ein Trauerspiel in französischen Versen und in zwölf Akten unter dem Titel: *le traitre Protesilas* zu schreiben. Den Inhalt nahm er aus dem Telemach, und hatte manche halbe Nacht daran gearbeitet. Die Tragödie ward in dem Hause des Vaters an dessen Geburtstage in Gegenwart der ganzen Familie aufgeführt.

Einige Zeit darnach schrieb er ein Nachspiel, auch französisch, welches schon etwas regelmäßiger ausfiel. Ebenso dichtete er frühzeitig als Knabe mehrere Gelegenheits-Gedichte und geistliche Lieder. Ja, vor jener französischen Tragödie hatte er schon ein deutsches Trauerspiel: der Selbstmörder Nero, versucht. Man kann sich vorstellen, daß in einem so häufig besuchten Hause, wie sein väterliches war, es von Seiten der Fremden nicht an verschwenderischem Lobe fehlte, welches seinem Dichter- und Rednertalente reichlich ertheilt ward. Dieser Beyfall erzeugte in ihm, wie er in spätern Jahren noch erzählte, eine große Einbildung von sich selbst, gab seiner Eitelkeit vielfältige Nahrung, zugleich aber auch Sporn seinem Fleiße, der für seine Jahre außerordentlich und unermüdlich war. Doch mit besonderer Liebe trieb er nur eigentlich die Studien, die seine Einbildungskraft ansprachen. Einen entschiedenen Widerwillen bezeigte er gegen das Rechnen und die Erdbeschreibung. Doch mag der Fehler

eher auf Seite seiner Informatoren und ihres öftern Wechsels gewesen seyn. Unter ihnen war mancher, der nach einer sehr verkehrten Methode verfuhr; einer ermüdete ihn zuweilen mit der Erdkugel von Morgen bis Abend unaufhörlich, ein anderer fieng die Logik mit ihm an, und that sich darauf etwas zu gut, daß er sie innerhalb acht Tagen vollendet hätte. Aber der Eindruck dieser schiefen Methoden glitt an Jacobis natürlich gutem Verstande zum Glücke ohne Nachtheil ab.

In jene frühere Zeit fällt auch seine erste Liebe. Dann nur zu frühe meldeten sich bey dem aufwachsenden Jüngling die zärtlichen Leidenschaften. Der erste Gegenstand einer schwärmerischen Zuneigung war ein hübsches Mädchen aus seiner Gemeinde; er sah sie als Kind in dem großväterlichen Hause, wo sie mit ihm und seinem Bruder in den französischen Unterricht kam; später, wegen der Kälte zwischen den Vätern, im Hause weniger, am öftersten noch bey dem Ausgange aus der Kirche, wo er ge-

wöhnlich an der Thüre auf sie wartete, um sie wenigstens gesehen oder ein Wörtchen zu ihr gesprochen zu haben. Allein nie kam es zu einem offenen Bekenntniß seiner Zärtlichkeit. Indessen blieb sie die Königin seiner Gedanken; er sah sie immer im Rosenlichte, wie einst Petrarka seine Laura. Sie starb in der Blüthe ihres Alters im achtzehnten Jahre; Jacobi stand im gleichen Alter. Der Schmerz über ihren Verlust war groß und höchst empfindlich griff er sein Herz an, aber er wußte ihn zu verbergen. So viel es ihn auch kostete, war er doch Abends in der Kirche, als man sie begrub. Um den Leichenzug nicht zu sehen, versteckte er sich hinter einen vergitterten Kirchenstuhl; als er jedoch einmal aufblickte, da trug man eben den Sarg an ihm vorbey. Tief ward er durch ihre Erscheinung erschüttert, er fieng an zu beben und zu weinen; der Eindruck blieb unauslöschlich. Die Verklärte ward für lange Zeit die Herrin seiner Seele; treu bewahrte er ihr reines Bild und heiliges Andenken. Sie ward ihm zum Schutz-

geiste in den ersten gewöhnlich so gefährlichen Universitätsjahren; die fromme heilige Liebe ließ keine niedrige neben sich aufkommen.

Gleich auf diesen Zeitpunkt, nachdem er sich zur Theologie bestimmt hatte, trat er im Jahre 1758 seine Reise nach der hohen Schule zu Göttingen an. Aber noch kurz vor dem Weggehen mußte er die Beschießung Düsseldorfs durch das handverische Heer in der Zeit des siebenjährigen Krieges erleben. Er flüchtete mit der Familie, war aber noch Augenzeuge, wie die ersten glühenden Kugeln die Gebäude der Stadt anzündeten. Der Anblick dieser schrecklichen Kriegesscene empörte das reitzbare Gefühl des Jünglings; und tief grub sie sich in seine Phantasie.

Auf der Reise nach Göttingen nahm er einen Umweg über Celle, und verweilte dort bey seinem trefflichen geistlichen Oheim. Wir kennen den Mann schon aus dem, was wir oben von ihm sagten. Wie mußte derselbe auf den verständigen gefühlvollen Jüngling wirken! Sein liebevolles, sanftes,

verträgliches Wesen, sein Mitgefühl mit allen Leidenden; diese Zartheit der Empfindungen und Aeußerungen, wie bey Wenigen; diese ächte Demuth und Selbstverläugnung, diese Gewissenhaftigkeit und Gerechtigkeitsliebe auch in den kleinsten Handlungen prägten sich dem entgegenkommenden Herzen des jungen Dichters ein und behaupteten einen entschiedenen Einfluß auf die Leitung und Denkweise seines künftigen Lebens.

Endlich kam er zu Göttingen an, und wohnte in dem Hause des Professors Weber, dessen Vorlesungen über Logik und Methaphysik von den Studierenden fleißig besucht wurden. Dieser Gelehrte war ein strenger Wolfianer, ziemlich pedantisch, der, um die Klarheit des Vortrages zu erzwingen, in vorgezeichneten schulgerechten ungeheuren Tabellen gleichsam eine Landkarte der Wissenschaft seinen Schülern immer vor Augen legte. Die Wolfische Philosophie war für sich selbst schon eine sehr trockene Lehre, kraft der mathematischen Methode, in welche ihr scharfsinniger Erfinder sie eingeengt hatte. Für

einen heitern, phantasiereichen, nach Bildern strebenden Geist, wie ihn Jakobi hatte, konnte sie nicht einladend seyn. Indessen arbeitete er sich auf dem schroffen Pfade so gut durch, als es möglich war. Um sich zur Verständniß der Bibel vorzubereiten, fieng er dann als angehender Theolog an, bey dem berühmten Orientalisten, Professor Michaelis, die hebräische Sprache zu lernen. Allein auf der andern Seite zogen ihn stets die holden Musen unwiderstehlich an, und er wollte sich auch die neuern europäischen Sprachen aneignen, in welchen sie bey den Völkern unseres Welttheils gesungen hatten. Er verwendete seine meiste Zeit auf das Italiänische, Englische und Spanische. Den Dichter Petrarka las er, wie er behauptete, mit geringem Wohlgefallen. Dieß ist schon Vielen wiederfahren, die außer fünf oder sechs Sonetten, welche freylich unvergleichlich sind, in den andern Gesängen nichts fanden, als das ewige Drehen um den nämlichen Gegenstand, nämlich die Liebe zu Laura, für welche unter tausend

Formen die poetischen Ergießungen ohne große Abwechslung der Ideen fortlaufen, und am Ende durch Wiederholung gleichförmiger Bilder ermüden. In den übrigen Studien war jedoch, seiner sonstigen Gewissenhaftigkeit ungeachtet, in dieser ersten Periode des akademischen Lebens der Fleiß nicht so groß, wie er seyn sollte. Denn in seinem Gemüthe entspann sich ein Zwiespalt über seinen Lebensplan, gegen die Lust, sich mit übersinnlichen Gegenständen zu beschäftigen. So schwand immer mehr die Neigung zu den theologischen Wissenschaften. Er änderte also seine Entschließung, und nahm sich vor, die Rechtsgelehrtheit zu studieren. Solche Krisen sind in jungen Gemüthern nicht selten, ereignen sich nie ohne innern Kampf, und lähmen für eine Zeit den Frohmuth und die Thätigkeit.

In der nämlichen Epoche geschah es, daß der siebenjährige Krieg fortwüthend sich in das Handverische wälzte. Das französische Heer zog vor Göttingen, und besetzte die Stadt. Das krie=

Bibliothek der Philos.-theol. Hochschule Passau

gerische Ungeheuer verscheuchte die meisten Studenten; um demselben auszuweichen, reiste Jacobi zu seinem geistlichen Oheim nach Celle, bey welchem er den ganzen Winter blieb; der zärtlich besorgte Mann wollte ihn auch nach der Universität nicht so bald zurücklassen. In der Stadt Celle machte er Bekanntschaft mit Avenarius, der später eine Uebersetzung des komischen Gedichtes von Zachariä's Murner in der Hölle in sehr schönen lateinischen Versen herausgab, ein Mann von entschiedenem Talente für Poesie, welcher damals auch vieles in deutscher Sprache dichtete, aber nichts darin drucken ließ. Von seinem Umgange ward Jacobi bis zur Begeisterung ergriffen; auch verdankte er ihm die nähere Bekanntschaft des unvergeßlichen Dichters Uz, dessen poetische Geisteserzeugnisse mit Recht als eine hoch erfreuliche Erscheinung in dem Reiche der schönen Litteratur angesehen wurden, und noch heut zu Tage entschiedenen Werth behalten. Unter andern verfeinerten den Jüngling die vielen gesellschaftlichen Zirkel der

Stadt, besonders der Umgang mit manchen gebildeten Frauenzimmern, so daß die gezwungenen Unterbrechungen seiner Hauptstudien diesen Winter hindurch für ihn sehr nützlich wurden, und in mancher Hinsicht durch beförderte zwanglose Geistesbildung ihm vortheilhafte Entschädigung gewährten.

Endlich um Ostern 1761 gieng er nach der hohen Schule Helmstädt ab, um dort seinen juridischen Studien obzuliegen. Allein auch hier ward ihm sein neugewählter Beruf, ja jede Beschäftigung zu einer beschwerlichen Frohne. Er hatte zwar da, so wie ehedem in Göttingen, nur mit den gebildetsten Studenten Umgang, hätte demnach auch ganz vergnügt leben können, wenn nicht seine Gesundheit sich verschlimmert, ihn eine unbesiegbare Hypochondrie ergriffen, und fast zu jeder Arbeit unfähig gemacht hätte.

Dieser unwillkommene Zustand seiner Gesundheit nöthigte ihn, um Ostern 1762 nach Düsseldorf, seiner Vaterstadt, zurückzukehren, wo er mit seinem vortrefflichen Bruder Friedrich wieder

zusammentraf, der indessen drey Jahre auf der Universität zu Genf zugebracht hatte. Der Vater hatte diesen Sohn zwar eigentlich für Handelsgeschäfte nach Genf gesendet; allein in dieser geistreichen und gelehrten Stadt konnte der junge Mensch seiner unüberwindlichen Neigung, die ihn zu den höhern spekulativen Wissenschaften anzog, nicht widerstehen. Er wiedmete sich denselben mit unbeschreiblichem Eifer, genoß des Umganges der vortrefflichsten Männer, ward mit dem ganzen Umfange der französischen Litteratur vollkommen vertraut, und gerieth endlich bey seinen Landbesuchen auf dem benachbarten Orte Ferney mit Voltaire in persönliche Bekanntschaft. Es war nämlich damals ein junger russischer Graf Soltikow von der Kaiserin Katharina dahin geschickt worden, um dem alten Philosophen Materialien zur Geschichte Rußlands zu überbringen, und demselben bey der Bearbeitung als Dolmetscher beyzustehen. Soltikow, ein sehr wissenschaftlicher ganz für die Litteratur glühender Jüngling, fand sich von dem Geistes=

verwandten Friedrich Jacobi mächtig angezogen. Zwischen beyden entstand nun die engste Freundschaft, und so machte der Russe sich eine Angelegenheit seinen jungen deutschen Freund auch bey Voltaire aufzuführen.

Man kann sich vorstellen, mit welcher Freude die einige Jahre getrennt gewesenen Brüder einander wieder in Düsseldorf umarmten. Friedrich Jacobi, der die französische Litteratur so fleißig durchgearbeitet hatte, machte nun den Bruder Georg mit der französischen Dichterwelt und ihrer Feinheit vertrauter, so daß dieses einen mächtigen Einfluß auf die eigenen deutschen Versuche, mit denen er sich immer beschäftigte, haben mußte. Der Bund innigster Zärtlichkeit zwischen beyden Brüdern ward erneuert, befestigte sich enger durch glückliches Zusammenleben während eines ganzen Sommers, und durch gegenseitige Anerkennung so schöner geistiger Entwickelungen. Sie faßten eine unaussprechliche Liebe für einander, und Georg hieng mit seiner ganzen gefühlvollen Seele an

seinem jüngern Bruder Friedrich, dessen ernste Weise, das Leben und die Wissenschaften anzusehen, Wahrheit und höchste Menschenwürde zu ergründen und zu begründen ihn mit mehr als Freundschaft und Bruderliebe, ihn mit einer Art von Verehrung an den gründlichen philosophischen Forscher für sein Leben lang band.

Endlich im Herbste 1762 gieng Georg wieder nach Göttingen, um, wie es seine Absicht war, dort das Studium der Rechtsgelehrsamkeit fortzusetzen. Als er das Kirchenrecht bey Böhmer hörte, vollendete dieses trockne System seine Abneigung gegen das ganze Fach; es dünkte ihn unmöglich, sich mit Frucht weiter damit beschäftigen zu können. Und doch sollte er ein sogenanntes Brodstudium treiben! —

Aber um diese Zeit kam der in der Folge so berühmt gewordene Professor Klotz als öffentlicher Lehrer nach Göttingen. Er verehlichte sich mit einer Freundin Jacobis, und gerieth dadurch zufällig mit ihm in nähere Bekanntschaft. Während dem starb Jacobis zweyte Mutter

in Düsseldorf, von welcher er so viel Gutes genossen hatte; sein Schmerz ergoß sich in ein rührendes Trauerlied. Klotz fand diesen Gesang vortrefflich, und gewann Achtung für das sich entwickelnde Dichtertalent seines jungen Freundes; beyde wurden nun je länger je mehr vertraut. Klotz, damals in der Blüthe seines Alters, seines Ruhmes und Ansehens, beredete Jacobi, der Rechtsgelehrsamkeit, die so wenig seinem Geiste angemessen war, zu entsagen, sich aber im Gebiete der gesammten schönen Litteratur auf ein akademisches Lehramt vorzubereiten. Bey ihm fand er ein offenes Ohr; denn schon längst fühlte Jacobi, daß er in den bereits versuchten Fächern nie vorwärts kommen, nie darin mit Zufriedenheit und Auszeichnung wirken würde. Sein Vater willigte am Ende selbst in diese neue Abänderung des Lebensplans. Und wer war nun glücklicher als unser Jacobi, der Ketten der seinem Genius so wenig zusagenden Disziplinen entledigt zu seyn. In der überschwänglichen Freude seines Herzens

versprach er nun einem seiner Freunde ihm die prächtige Ausgabe seines römischen Corpus Juris zu schenken, jedoch mit der Bedingung, daß er es auf der Straße öffentlich in Empfang nehme, indem Jacobi ihm dasselbe zum Fenster hinaus werfen würde. Der junge Freund gieng also fleißig auf der Straße unter dem Fenster vorbey, das Geschenk sehnsuchtsvoll erwartend, und fieng endlich das dicke Buch mit beyden Händen auf, als es der launige Jacobi zur Ausübung einiger Rache für so manche peinliche Stunde, welche ihm das trockene Studium der Rechtsgelehrsamkeit gemacht hatte, zum Fenster hinaus schleuderte. Darüber schrieb er seinem Bruder Fritz einen höchst komischen Brief.

Als Klotz nach Halle in Sachsen berufen ward, zog er bald Jacobi nach sich. Dort übertrug man dem jungen Dichter auf der hohen Schule das Lehramt der Philosophie und der schönen Wissenschaften. Er zeichnete durch musterhafte Vorträge in dem ihm angewiesenen wissenschaftlichen Fache sich aus, las unter andern über die Werke

der beßten ausländischen Dichter, z. B. über Tasso's Gierusalemme liberata, wozu ihm seine erworbenen Kenntnisse in den gangbaren europäischen Sprachen hülfreiche Hand boten. In dem Jahre 1767 erschien von ihm zu Halle ein Bändchen Romanzen*) aus dem Spanischen des Gongora sehr angenehm übersetzt, in zärtliche, lyrische und burleske Abtheilungen geordnet. Auch erschien von ihm das Versprechen, das klassische spanische Heldengedicht *Aracauna* zu übersetzen, das jedoch, so viel mir bekannt, nicht in Erfüllung gieng. Die übersetzten Romanzen gewannen damals hohen Beyfall; sie waren der Eigenthümlichkeit des Originals mit großer Geschicklichkeit und trefflicher Harmonie angepaßt, auch mit kritischen Noten erläutert. Hätte er hierin fortgearbeitet, er würde vielleicht noch mehr, als Meinhards Versuche über die italiänischen Dichter, geleistet haben.

Allein sein guter Genius sorgte für eine an-

---

*) Kloß deutsche Bibliothek. 1—6. 2 Stück.

dere Bestimmung. Der Canonikus und Dichter Wilhelm Ludwig Gleim von Halberstadt machte Jacobi's Bekanntschaft in dem Bade zu Lauchstädt im Sommer des Jahres 1766, wohin auch damals Wieland und Sophie la Roche eintrafen. Die geistesverwandten Männer zogen einander unwiderstehlich an, so wie gewisse chemische Elemente einander sich leicht nähern und verschmelzen. Gleim kannte zu der Zeit von Jacobi noch nichts als ein schönes Liedchen, das in Ramlers Blumenlese erschienen war. Aber die fromme Schüchternheit und herzgewinnende Art des jungen Professors wirkten die Hinneigung zu einem Freundschaftsbunde, der bis zum Ende ihres Lebens fortdauerte. Gleim entwarf sogleich den Plan, seinen Freund mit sich zu vereinigen, und ihm das unschätzbare Glück der Unabhängigkeit zu verschaffen. Er war ohnehin zu Halle gering oder gar nicht besoldet, und lebte theils von dem Ertrage der Collegiengelder, theils von den Früchten seiner Arbeitsamkeit und seiner Muse.

Gleim sah aber wohl ein, daß jenes an dem Orte, wo er war, so höchst unruhige Professorleben für den jungen Mann in die Länge nicht auszuhalten seyn würde. Klotz stuhnd damals auf dem erhabensten Punkte seiner glänzenden Laufbahn; stolz auf seine Kenntnisse hatte er sich einer Art von Diktatur im freyen Gebiete der Kunst und der schönen Wissenschaften angemaßt. Es ist wahr, dieser große Gelehrte hatte ungemessene Talente, aber auch einen schneidenden und herrschsüchtigen Ton mit einer Bitterkeit in Schriften und Kritiken angenommen, die ihm Feinde in ganz Deutschland zuzogen, und ihn in tausend Streitigkeiten verwickelten. Allerdings schrieb in jener Zeit niemand besser Latein als er in seinen mit beißenden Urtheilen und Personalitäten verwebten Actis litterariis, wodurch die Ehre vieler wackern Männer gekränkt wurde; niemand konnte in der römischen Sprache klassischer und kräftiger schimpfen. Aber bald rüsteten sich gegen ihn andere mächtige Athleten in der Kritik, die ihn mit glücklichen Waffen an-

griffen und bestritten, wie Lessing, Herder u. a. Jacobi war zwar an Klotz wegen seiner Beförderung zum Lehramt nach Halle durch Gründe der Dankbarkeit und als sein Hausgenosse durch persönliche Anhänglichkeit und Schätzung seiner Verdienste geknüpft; allein der friedfertige Dichter mochte doch solche feindselige Verhältnisse seines gelehrten Beförderers, an denen er einigen Antheil zu nehmen verleitet ward, wie er selbst eingestand, im Herzen nicht billigen. Ward er doch auch nach seiner Abreise von Halle gegen alle Wahrheit in Verdacht gebracht, als ob er neben Gleim und andern mit dem gefürchteten Aristarchen noch immer im Bunde stühnde.

Also hörte Jacobi desto eher auf die Stimme seines neu erworbenen Freundes Gleim. Die herzliche Vereinigung dieser beyden für einander geschaffenen Dichter sprachen sich in der zu Halle im Jahre 1768 gedruckten Sammlung ihrer gewechselten Briefe aus. Seit ihrer Erscheinung nannte man Gleims Namen nie

ohne Jacobi's; sie erschienen immer in der Welt unzertrennlich, so wie ehedem die gefeyerten Namen von Damon und Pythias. Gleim arbeitete nun mit allen Kräften, seinem Freunde die landesherrliche Erlaubniß zum Ankaufe eines Kanonikats im Stifte zu Halberstadt zu verschaffen, schrieb deswegen im May 1768 an den König von Preußen, erhielt auch eine gewährende Antwort, und so erlebte er die Freude, daß sich Jacobi im Dezember 1769 zu Halberstadt häuslich niederließ.

Von nun an arbeiteten die beyden Dichter gemeinschaftlich im Tempel der Musen. Bald bildete sich in Halberstadt eine wahre Schule der Humanität unter Gleims Einfluß und Mitwirkung, in welcher unendlich vieles Gute zur Kultur der schönen Wissenschaften und Veredlung der Sprache vorbereitet und gethan wurde. Nach und nach fanden sich neben Jacobi dort zusammen Michaelis, Clamer Schmidt, Jähns, Sangershausen, Benzler u. s. f. Es war ein Verein der beßten hoffnungsvollsten

jungen Geister, die sich dem Dienste der Musen zur Beförderung des Guten und des Schönen gewidmet hatten.

Noch im Jahre 1769 erschien zu Düsseldorf Jacobi's Winterreise; so wie im Jahre 1770 desselben Sommerreise. In der neusten Zürcher-Ausgabe verwies aber der strenge kritische Dichter die letzte Arbeit ganz aus dem Kreise seiner Werke, obgleich sie bey ihrer Erscheinung mit so vieler Theilnahme gelesen ward.

In dem nämlichen Jahre 1770 erschien zu Halberstadt bey Groß die erste Sammlung der Werke unsers Dichters in zwey Theilen. Nach diesem breitete sich sein Ruhm so sehr aus, daß sogar in Paris schon im Jahre 1771 eine französische Uebersetzung von mehreren seiner Arbeiten erschien, unter dem Titel: *Traductions de diverses oeuvres composées en Allemand en vers et en prose par Mr. Jacobi, chanoine d'Halberstadt*, Paris 1771. Der mir unbekannte Uebersetzer fällt in der Vorrede ein sehr günstiges Urtheil über Jacobi's Schriften, wovon ich

einige Stellen, in unsere Sprache übergetragen, hier anführen will: „Einsichtsvolle Kunstrichter „in Deutschland (sagt er) bewundern mit Recht „Jacobi's lebhafte, fruchtbare und fröhliche „Einbildungskraft, besonders aber jene Zart„heit und Tiefe des Gefühls, welches ihn mit „allen Wesen, die ihn umgeben, in die innigste „Verbindung setzt, und ihn dahin leitet, daß die „verborgensten Verhältnisse zum Menschen sich „seinem Geiste natürlich und unter tausend „neuen Gestalten darbieten. In der Verket„tung seiner Ideen herrscht die höchste Ordnung „und Bestimmtheit; seine Schreibart ist deutlich „und leicht, und kaum kann etwas der Harmo„nie seiner Verse verglichen werden. Wer nun „solche Gaben besitzt, versteht die Kunst, die „Menschen zu gewinnen und aufzuklären. Daher, „wenn man Jacobi's Werke liest, findet man „sich durch eine unsichtbare Kraft zur Tugend „hingezogen. Sein Genie zur Tugend ist eine „himmlische Flamme in der Hand einer wohl„thätigen Gottheit. Jacobi hat auch einige

„Stücke voll der edelsten Frohmüthigkeit gelie=
„fert; aber auch mitten unter dem Lachen ver=
„liert er nie jene rührende Sittlichkeit, die
„immer ein Zeichen einer gefühlvollen Seele ist.
„Bearbeitet er aber ernsthafte Gegenstände, so
„weiß er eine süße Heiterkeit zu verbreiten, und
„die Thränen, die er zuweilen hervorlockt, sind
„immer von einem sanften Nachgefühl beglei=
„tet." — Welch schönes Zeugniß von einem
sehr gebildeten Uebersetzer einer Nation, in wel=
cher es Kritiker gab, wie ein P. Bouhours,
der einst die Frage aufwarf: Ob die Deutschen
auch Verstand haben könnten? —

Zwischen dem Zeitpunkt von dem Jahre 1769
bis 1771 muß ich der chronologischen Folge
willen die Geschichte mit den sogenannten
Lorenzo = Dosen einschieben, zu welchen
Jacobi zufälliger Weise Anlaß gab. Er war
bey seinem Bruder in Düsseldorf; sie lasen mit
einander Yoriks empfindsame Reisen, und ka=
men auf die rührende Geschichte des Franzis=
kaner = Bruders Lorenzo, welcher Yorik um

ein Almosen ansprach, von ihm hart abgewiesen wurde, dann aber durch sein sanftmüthiges Betragen dem Engländer Reue über die empfindliche Bitterkeit einflößte, nachher zum Zeichen der Versöhnung eine schildkrötene Dose aus seiner Hand geschenkt bekam und ihm die seinige von Horn überreichte. — Beyde Brüder wurden durch diese Geschichte, wie jeder, der sie liest, innigst gerührt, schauten einander stillschweigend an, und jeder entdeckte Thränen in dem Auge des andern. Der Greis Lorenzo schwebte ihnen vor, heiliger und ehrwürdiger als die stolzen Stifter so vieler berühmter Orden. Sanftmuth, unüberwindliche Geduld, Verzeihung der menschlichen Fehler, Verträglichkeit und Nachsicht mit den Verirrungen der Welt, lehrte sie Lorenzo's Beyspiel. Das dadurch erweckte Gefühl war ihnen zu süß, um es nicht durch ein in die Sinne fallendes Zeichen festzuhalten. In dieser Absicht kauften sie sich hörnerne Tabacksdosen, und ließen den Namen Lorenzo darauf einlegen. Sie theilten einige derselben

ihren Freunden mit, um, wenn je einer aus ihrer Gesellschaft sich durch Hitze überwältigen ließe, der andere ihm die Dose darbieten möge, als symbolische Erinnerung, auch bey der größten Heftigkeit zur sanften Mäßigung zurückzukehren.

Eine solche Dose schickte nun der Dichter Jacobi auch seinem Freunde Gleim nach Halberstadt, begleitet von einem Schreiben (vom 4ten April 1769). Bald darauf ward diese Epistel in dem Hamburger Correspondenten abgedruckt. Wie erstaunte Jacobi nicht, als, gleich nach ihrer Erscheinung, fast alles, was sich zur feinern Welt rechnete, zumahl in Ober- und Niedersachsen, nach einer Lorenzo-Dose sich umsah. Die Drechsler fanden den Einfall für ihren Erwerb vortrefflich; mehrere Kaufleute machten daraus eine Sache der Spekulation, und bald wurden die hörnernen Dosen nicht nur durch ganz Deutschland, sondern auch bis nach Dänemark und Liefland als Handelsgegenstand versendet. Ein deutscher Reichsgraf, wie Jacobi

in einer Note bey der Zürcher neuen Ausgabe seiner Werke anführt, ließ sogar das Eisenblech, das ihm seine Bergwerke lieferten, zu Lorenzo-Dosen verarbeiten. Jetzt erkannte erst Jacobi seine Schwärmerey, in welcher er versprochen hatte, jedem, der ihm eine solche Dose darbieten würde, brüderliche Vertraulichkeit zu beweisen. Er fieng an einzusehen, wie geschwind dergleichen Symbole ihre wahre Bedeutung verlieren, und endlich in eiteln Modetand ausarten.

Eine zweyte Herausgabe von Jacobi's sämmtlichen Werken erschien wieder in Halberstadt 1773 — 1775 in 3 Bänden. Indessen begab sich Jacobi im Jahr 1774 nach Düsseldorf. Er hatte nämlich den Plan entworfen, eine Zeitschrift herauszugeben; in dieser Absicht nahm er den schon sehr gebildeten Heinse mit sich als Gehülfen. Das störte ein wenig, doch nicht auf lange, Gleims Gemüthlichkeit *). Die-

*) Körte, der Herausgeber von Gleims seines Oheims

ser billigte den Plan der Iris, die wir jetzt die ältere Iris nennen, weil später nach Jacobi's Versetzung nach Freyburg eine jüngere Iris, als jährliches Taschenbuch bis zu seinem Tod erschien. Die ältere Iris ward vom Jahre 1774 — 1776 in 8 Bändchen abgedruckt. Sie war ganz auf das Bedürfniß der Zeit berechnet. Denn damals war die Epoche der Empfindsamkeit durch Lesung der Schriften des Engländers Yorik und der Nachtgedanken Youngs eingerissen. Jener treffliche Humorist hatte allerdings in bessern Seelen wahrhaft edle Gefühle erweckt, die sich in ihrer Einfalt und Lauterkeit lange erhielten; dagegen aber suchten andere sich durch die Kunst in Gefühle zu versetzen, welche sie sich wünschten, die ihnen aber nicht eigen waren; und noch andere

---

Leben (Halberstadt 1811), machte S. 189 viel Aufhebens über diese Entführung Heinse's, wie er es nannte. Allein Jacobi ward vollkommen von dieser Beschuldigung gerechtfertigt in dem Morgenblatt 1810 Nro. 64. Corresp. Nachrichten.

begnügten sich mit dem angenommenen Scheine der Empfindsamkeit. Manche unserer jetzigen Zeitgenossen erinnern sich noch wohl dieser Epoche, welcher bald eine andere nachfolgte, nämlich der sogenannten Kraftmänner und Genies, welche alltägliche Handlungen mit einer Miene von hoher Anstrengung verrichteten, und über die gemeinsten Gegenstände sich in Hyperbeln ergossen. Auch das weibliche Geschlecht, welches bisher von zärtlichen Gefühlen überflossen war, sogar da, wo es nichts zu empfinden gab, fieng an, der Seufzer und Thränen müde zu werden, und sich zu einem ernstern Tone hinaufzustimmen; es gefiel sich im Erhabenen. Junge Damen, wie Jacobi sagte, obwohl sie den halben Morgen vor dem Spiegel saßen, und ihnen Putz, Modegeschwätz und andere Albernheiten von der größten Wichtigkeit blieb, schwangen sich doch in höhere Sphären, oder ließen sich von den Kraft-Genies dahin empor heben. Den Charakter eines solchen lächerlichen Kraftmannes schilderte uns Jacobi

unnachahmlich schön mit komischer Laune in dem neuen Simson, (S. die neueste Zürcherausgabe seiner Schriften III. B. S. 186). Hat doch die moralische Welt ihre Absätze in bestimmten Zeiträumen, während welchen eine Thorheit nach der andern auf die Schaubühne tritt, und sich wechselweis ablöst. Dieser unholden Modesucht arbeitete die ältere Iris entgegen. Sie bemühte sich die hochfliegenden Männlein und Weiblein wieder auf die Erde zum einfachen Leben herabzuziehen, durch Verbreitung vieler für die Frauenzimmer wissenswürdigerer Dinge, und durch belehrende Abhandlungen, wovon Jacobi in der neuesten Ausgabe seiner Werke einige als Muster aufbehielt, nämlich jene über die Reinlichkeit und über die Schamhaftigkeit.

Auch in Frankreich ward diese Iris mit großem Beyfalle aufgenommen. Zeugnisse davon finden wir in einem sehr witzigen, und noch heut zu Tage mit Vergnügen gelesenen politischen Werke, nämlich dem *Espion Anglois*, der vom

Jahre 1777 — 1786 in 10 Octav Bänden *) angeblich zu London gedruckt erschien. Der Verfasser dieses Werkes gab einem englischen Mylord von allem bestimmte Nachricht, was in der sittlichen, politischen und litterarischen Welt zu Paris vorfiel.

Die berühmte Madame Geofrin, das geistreichste und feinste Frauenzimmer dieser unermeßlichen Hauptstadt, machte damals ein sehr glänzendes Haus; bey ihr versammelten sich fast täglich die gelehrtesten Männer, auch alle Fremde, die auf eine feine Bildung Anspruch hatten. Die Gesellschaft war eine ausgezeichnete Schule der Humanität; in ihr kam alles zur Sprache, was im litterarischen Fache nicht nur in Frankreich, sondern auch im Auslande erschienen war.

In dem XIV. Briefe **), der überschrieben

---

*) Die ersten vier Bände hatten den Tittel Observateur, der nachgehends geändert ward.

**) S. 282 — 319.

ist: Cours de politique à l'usage des Dames Alemandes et autres meldet der Correspondent dem Mylord folgendes: — „Wir befanden uns „bey Madame Geofrin; einige ausländische Ge= „lehrte legten ein (politisches) Werkchen vor, „und mächtig der deutschen Sprache übersetzten „sie dasselbe zum Verständnisse und zur Beur= „theilung der Anwesenden. Die Bearbeitung „schien wohlgelungen und preiswürdig; das „hierüber gefällte Urtheil sprach sich dahin aus: „Der Verfasser habe Belehrung mit feinerm „Witz, neue Ansichten mit Wahrheitsliebe, „endlich das Angenehme mit dem Nützlichen zu „vereinen gewußt. Und da es verschiedene Ge= „genstände in Beziehung auf Frankreich erhält, „folglich nicht außer dem Kreise meiner Betrach= „tungen liegt, so hoffe ich, daß die Mitthei= „lung Ihnen, Mylord, Vergnügen gewähren „werde. Vor allem aber muß ich Sie von dem „Ursprunge, dann von der Unterbrechung dieses „neuen Journals benachrichtigen."

„Der Herr Kanonikus Jacobi zu Düssel=

„dorf, ein Mann, der ausgezeichnete Kenntnisse „mit einem feinern Geschmacke verbindet, als sonst „die Gelehrten seiner Nation nicht besitzen, un= „abhängig durch eine freye Lage und mächtig „angezogen von den schönen Wissenschaften, „ward durch die Frauenzimmer seiner Stadt „aufgefordert, sie in die Geheimnisse der Politik „einzuweihen, dabey aber zu verhüten, daß sie „nicht von jener tödtenden langen Weile, die „sie bey Lesung der Zeitungen sonst empfänden, „gemartert würden. Dieser liebenswürdige Ge= „lehrte unterzog sich der Aufgabe. Bezaubert „von dem Werke Fontenelle's *) über die „Vielheit der Welten glaubte er, daß die Po= „litik kein trocknerer und spröderer Stoff wäre, „als die Astronomie. Nach dem Beyspiele die= „ses französischen Schriftstellers unternahm er

*) Das war wohl eine Einbildung des Franzosen. Jacobi spricht kein Wort von einer solchen Bezau= berung durch Fontenelle, deren sein Geist auch gar nicht bedurfte. Anm. d. Herausg.

„nun ein belehrendes Werk unter dem Namen „Iris, in welchem er auch auf öffentliche „Angelegenheiten Rücksicht nahm. Die Auf= „schrift Iris entspricht ganz dem liebenswürdi= „gen Charakter des Verfassers; und das Werk „verbreitete seinen Ruhm unter seinen Nationen. „Unglücklicher Weise hat er den Stoff der Po= „litik zu sehr aufgehellt *); einige nordischen „Höfe wußten ihm wenig Dank für seine Frey= „müthigkeit, er gerieth darüber in Verlegen= „heit, und Vorwürfe, die er empfieng, und „geheime Verfolgungen nöthigten ihn, sein „Journal um seiner eigenen Ruhe willen aufzu= „geben, das von dem Oktober 1774 nur 15 „Monate dauerte."

So weit der Vorbericht des französischen Briefstellers; dann folgt die Uebersetzung selbst,

---

*) Jacobi's politische Uebersichten von Europa befinden sich in der ältern Iris I. Bd. 3s Stück S. 92. — II. Bd. 3s Stück S. 246. — III. Bd. 3s Stück S. 216. — IV. Bd. 3s Stück S. 253.

mit einer allgemeinen Einleitung in die Politik, endlich aber die merkwürdigsten Begebenheiten, die an den europäischen Höfen in Frankreich, in Rußland, Spanien, Deutschland, England u. s. f. vorgefallen waren, alles mit vieler Kunst und Einsicht zusammengestellt.

Daß nun aus dieser Iris eine französische Uebersetzung mehrerer politischer Artikel erschienen wäre, darüber hatte ich schon früher die Versicherung aus Jacobi's eigenem Munde; doch nie hatte er gegen mich einiger Verfolgungen erwähnt, auch nie gegen mich mündlich geäußert ob er selbst Verfasser dieser Artikel gewesen sey, wohl aber widersprach er dieses oder scheint es zu widersprechen in der letzten Beylage zum IV. Bande der Iris. Indessen stieg bey mir der Zweifel auf, ob die Uebersetzung auch treu und gewissenhaft, und nicht etwa mit dem erfinderischen französischen Witze aus Nebenabsichten unterspickt wäre. In diesem Wahne ward ich dadurch bestärkt, weil der Franzose ganz gegen die Sitte seiner Landesleute, die nur das

bewundern, was unter ihnen einheimisch ist — unendlich vieles zum Lobe der deutschen, oder, wie er sich ausdrückt, nordischen Frauenzimmern sagt, von ihrer Strenge, ihrer Neigung sich zu unterrichten, ihrer Besonnenheit und ihrem Scharfsinne spricht, und dabey ihnen das Kompliment macht, daß sie Stärke des Charakters mit Grazie und Annehmlichkeiten verbinden, daß ihre kräftigern Organe, die zu ernsthaften Studien nöthige Geistesanstrengung begünstigen, und daß endlich, wenn sie auch, befreyt von den schwächlichen Zufällen und Nervenkrankheiten, die kleinen Artigkeiten der französischen Frauenzimmer nicht besäßen, sie dennoch durch einen männlichen und unerschrockenen Charakter schadlos gehalten würden, welcher sie vorzüglich zur Führung von Regierungsgeschäften geschickt mache. Hierauf geht der Schriftsteller auf die denkwürdigen Regierungsepochen der damals noch lebenden zwey großen Kaiserinnen Maria Theresia von Oesterreich und Catharina II. von Rußland über, worauf eine äußerst sinnreiche Parallele

zwischen Liebes- und Staatsunterhandlungen durchgeführt, und sehr witzig bewiesen wird, daß sie nach gleichen Grundsätzen gefördert würden.

Um die Richtigkeit der Uebersetzung zu prüfen, ließ ich mir die alte Iris, die ich nicht selbst besaß, von einem Freunde kommen, und fand wirklich, daß das Französische ziemlich treu mit dem Deutschen übereinstimmte, bis auf einige Auslassungen, die vielleicht dem Genius der französischen Sprache angemessener in kurze Hauptbegriffe zusammengedrängt waren. Was übrigens der französische Uebersetzer am Schlusse seiner Einleitung sagt: Daß nämlich Jacobi die politischen Artikel der Iris wegen Neckereyen aufgegeben habe, scheint allerdings richtig zu seyn. Dann am Ende des IV. Bandes *) erklärt sich Jacobi in einer kurzen Beylage, daß er von nun an den Artikeln über Politik entsage. Auch liegt in diesem schönen Aufsatze ein Anstrich von Empfindlichkeit, der

*) Der alten Iris S. 269.

auf gehabte Verdrießlichkeiten schließen läßt. Er sagt freymüthig: „Die politischen Nachrichten hätte „er für zu unbedeutend gehalten, um von staats„klugen Männern besichtiget zu werden, oder an „irgend einem Hofe den kleinsten Verdacht zu er„regen. Dieß allein hätte ihn zu den Aufsätzen „ermuntert"; dann aber fährt er fort: „Ich „habe nie mit gedungener Feder geschrieben, „und werde es künftig weder selbst noch durch „andere thun. Auch der, der mit mir arbeitet, „muß ein freyer Mann seyn." Endlich bittet er seine Leserinnen um Vergebung wegen Aufhebung des Versprechens, dieselben mit Politik zu unterhalten, für die er schon andere Entschädigung leisten wolle.

Zum Schlusse fügt er noch die denkwürdigen Worte bey: „Ich fordere nichts von den Gro„ßen, will nicht durch empfangene Gunst, aber „auch nicht durch zugefügte Beleidigungen ihnen „ein Recht über mich geben; außer dem, wel„ches der König (von Preußen) über mich hat, „der unter die Zahl seiner Landes-Eingebornen

„mich aufnahm, und in seinem Reiche mir „eine friedliche Wohnung vergönnte.“

Das ist die Sprache eines freyen unabhängigen und seinen Werth tief fühlenden Mannes. Seitdem folgten auch keine politischen Artikel mehr in der Iris; statt derselben aber eine kleine Einleitung zur Weltgeschichte für Frauenzimmer von Schlosser, die doch nicht weiter als bis zum Tode des persischen Cambyses geht. Mit dem 3ten Stücke des VIII. Bandes schloß Jacobi die ältere Iris. In der Vorrede desselben nimmt er Abschied von seinen Leserinnen, und spricht von unüberwindlichen Schwierigkeiten, die ihn nöthigten, diese Monatschrift aufzugeben, verheißt aber von nun an mit denselben sich in Wielands deutschem Merkur zu unterhalten.

Seit dem Jahre 1777 arbeitete also Jacobi vieles in dem Wielandischen deutschen Merkur, durch welchen so herrliche Ideen über Kunst, Litteratur und Geschmack in Umlauf gesetzt worden sind. Wieland gehörte unter die Herzens-

freunde Jacobi's. Die Verhältnisse beyder Dichter kann man am besten aus den vielen Briefen ermessen, die nach Wielands Tode bey Geßner in Zürich 1815 herauskamen; und mit Vergnügen wird man besonders jene im zweyten und dritten Bande lesen, die zwischen den Jahren 1769 — 1777 gewechselt worden sind. Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß Wielands kritische Feile, Mahnungen und Ermunterungen unendlich vieles zu jener klassischen Abglättung beygetragen haben, welche Jacobi's Geist so hervorstechend gemacht hat.

Abwechselnd mit geistreichen Beschäftigungen, und seines Lebens froh, machte Jacobi in den Zwischenräumen fast jährlich seine Lustreise theils nach Düsseldorf zu seinen Verwandten, theils nach Berlin, Gotha, Braunschweig, Frankfurt u. s. f., wo er überall liebevoll aufgenommen ward, und mit den berühmtesten Männern seiner Zeit in persönliche Bekanntschaft und herzliche Verbindungen kam. So wandelte er im Genusse der edelsten Freundschaft durch

ein freyes Leben, gehüllt in seine Ideenwelt, immer thätig in seinem Geiste, belehrend und vergnügend durch die unsterblichen Gesänge, die ihm seine Muse eingab, und die ihm das Wohlwollen der Zeitgenossen erwarb.

Aber nun sorgte das Schicksal, daß der berühmte Dichter wieder dem südlichen Deutschland zurückgegeben, und in eine mehr praktische Laufbahn versetzt wird, in welcher er durch Unterricht und Beyspiel vielen hundert Jünglingen, die zu seinen Füßen saßen, ein nützlicher Lehrer werden sollte. Im Jahre 1784 erhielt er einen ehrenvollen und vortheilhaften Ruf an die hohe Schule zu Freyburg in Breisgau; die Gründe, die ihn bestimmten denselben nicht abzuweisen, und sich neuerdings dem akademischen Leben mit Fleiß zu widmen, sollen sogleich weiter unten angeführt werden. Erlaube man uns nur vorläufig einige Bemerkungen zu machen, die der Zeitgeschichte angehören.

Als Jacobi in Freyburg ankam, fand er bereits einen guten wissenschaftlichen Grund

geebnet und fruchtbar gemacht. Denn schon unter der Regierung der Kaiserin Maria Theresia waren auf den österreichischen Schulen und Universitäten die vortheilhaftesten Umbildungen veranstaltet worden. Aber hier müssen wir noch einen Rückblick auf die früheren Zeiten werfen. Seit dem Jahre 1623, wo die Jesuiten zum erstenmale in Freyburg eingeführt wurden, hatten sich dieselben nicht nur der untern Gymnasialklassen, sondern auch der philosophischen und theologischen Lehrstühle ausschließend bemächtiget, und sie bis zu ihrer Austreibung im Jahre 1773 behauptet. Sie hatten über alle Geister eine weitgreifende Herrschaft befestigt; denn aus ihren Schulen und aus ihren Lehrbüchern gieng die Elementarbildung des Volkes aus, und mit ihr die höhere wissenschaftliche, die moralische und religiöse in alle Stände, weil man damals keine Auswahl hatte, anderswo, als bey ihnen, pädagogischen Unterricht zu nehmen.

Die Namen der großen Männer, und so vieler gelehrten Litteratoren, die vom Anfang der Stif-

tung der Universität durch das XV. XVI. und das erste Viertel des siebenzehnten Jahrhunderts diesen herrlichen Musensitz glänzend gemacht hatten, und deren Schriften man noch heut zu Tage mit Vortheil und Bewunderung liest, sanken nach und nach in unverdiente Vergessenheit. Die Lehrmethode der Jesuiten, mit denen das katholische Deutschland überschwemmt ward, ist zu Genüge gewürdiget worden, darf also hier nicht weiter beschrieben werden. Erst unter der Regierung der ebengenannten großen Kaiserin erlebten die Jesuiten bedeutende Demüthigungen durch das Hervorragende besserer Einsichten und auch durch die Verdienste von Männern aus andern geistlichen Orden, welche man ihnen vorzog und entgegensetzte, hauptsächlich in Freyburg von dem gelehrten Augustiner Professor Klüpfel. Ihre Entfernung war demnach sowohl für die schönen, als auch für die ernsthaften Wissenschaften eine große Wohlthat. Auf der andern Seite wirkte der Zeitgeist, der sein Reich immer weiter verbreitete, dem alt bestandenen Systeme

unaufhaltsam entgegen. Die Neigung sich gründlicher zu unterrichten, und die Liebe zu der höhern und auch zur schönern Litteratur gewann nach und nach die Oberhand; man las mit Vergnügen die beßten deutschen Dichter, vorzüglich Wieland, der dem südlichen Deutschland ohnehin ursprünglich angehörte, und durch seinen deutschen Merkur, das erste regelmäßige Journal, so vielen Geschmack für die schönen Künste und Wissenschaften einflößte. Hiezu kamen noch die Litteraturbriefe von Lessing und die so fruchtbare allgemeine deutsche Bibliothek, welche das Studium einer scharfen Kritik so wesentlich befördern half. Der Kreis gesunder Ideen ward erweitert, und die Sprache verfeinert.

Nachdem endlich Kaiser Joseph II. an die Regierung kam, dessen weise Gesetze durch die zugestandene Preßfreyheit die alten Fesseln sprengten, von denen die Geister so lang eingeengt waren, da erwachten in den meisten östreichischen Provinzen neue Lebensregungen; man schrieb und druckte seine Gedanken öffentlich,

die man ehedem einander kaum heimlich *per disciplinam arcani* mitzutheilen gewagt hatte. Es entstand durch alle wissenschaftlichen Fächer ein Kampf des Lichtes gegen die Finsterniß, der in Freyburg von einigen vortrefflichen Männern in der Schrift: Der Freymüthige, siegreich geführt ward. Ohnehin war auch schon früher in dieser aufgeweckten Stadt großer Zwang nicht leicht anwendbar; denn da sie an der äußersten Grenze Deutschlands gelegen ist, und immer ein freyer Verkehr mit Frankreich und der Schweiz bestand, war bey der Entrückung aus den Augen der ehemaligen Finsterlinge des Hofes an keine enge Gedankensperre, keine Büchermauth und strenge Censur zu denken. Es gab da nun offenen Raum, sich in dem Gebiete des Geistes frey zu bewegen.

Unter diesen Zeitverhältnissen ward Jacobi im Jahre 1784 von Kaiser Joseph II. als öffentlichen Lehrer der schönen Wissenschaften berufen. Es mochte ihn wohl hart ankommen, sich von dem Zusammenleben mit seinem Freunde Gleim

in Halberstadt zu trennen. Aber er ward auf andere Weise entschädigt. Einmal erhielt er einen bessern Gehalt; er war nach den Jahren bereits um einige Stufen des menschlichen Lebens vorgerückt. Seine Gesundheit hatte unter dem nordischen Himmel gelitten; er kam in einen der schönsten Striche des südlichen Deutschlands, reich an allen Erzeugnissen einer unerschöpflichen fruchtbaren Natur, wo die mannigfaltigsten Lebensgenüsse um die billigsten Preise zu haben waren. Endlich sah er auch der Freude entgegen mit einem seiner nächsten Verwandten, dem markgräflich-badischen Regierungsrath und Oberamtmann zu Emmendingen Johann Georg Schlosser, der nur zwey Stunden von Freyburg entfernt wohnte, vereinigt zu werden.

Unter solchen glücklichen Auspizien traf Jacobi in Freyburg ein. Sein Ruhm war ihm vorhergegangen, mithin fehlte es auch nicht an der beßten und bereitwilligsten Aufnahme in den Zirkeln so vieler gebildeten Menschen dieser Stadt. Damals leitete alle wissenschaftlichen

Fächer der einsichtsvolle Freyherr van Swieten zu Wien, der unsern Jacobi dem um die Beförderung des Geschmackes und der deutschen Kultur redlich besorgten Kaiser vorgeschlagen hatte. In dem Nachlaß unsers Dichters finden wir noch zwey Briefe von jenem gelehrten und großen Staatsmanne. In dem ersten vom 6. October wünscht van Swieten ihm unter den schmeichelhaftesten Ausdrücken zu seiner Ankunft Glück, und bietet ihm seine wohlwollende Unterstützung in allen Vorfällen an. Nach dem Umlaufe des ersten Lehrkurses hatte Jacobi einen Bericht nach Wien über seine Lehrmethode erstattet. In der Antwort vom 9. Februar 1785 kommen folgende merkwürdige Ausdrücke vor:

„Ich überlasse gerne jedem Lehrer, und vor„züglich einem Manne, wie Sie sind, die An„ordnung der Vorlesungen; nur muß ich erin„nern, daß jene über die klassische Schriften „der Alten, ob sie gleich hauptsächlich den End„zweck haben, zu der Lehre der schönen Wis„senschaften vorzubereiten, doch auch dazu die-

„nen sollen, die neu erworbenen Begriffe der
„Hauptlehre bey den Schülern durch eine
„reitzende Wiederholung zu verstärken; und in
„dieser Absicht sind auch für den ersten Jahr=
„gang zum Behufe der eigentlichen Philosophie
„einige Dialogen des Plato, Cicero's Quæstio-
„nes Academicæ und Horaz, für den zweyten,
„zur Seite der Physik, Plinius, Lukrez und
„Virgils Georgica gewählt worden. Die Ju=
„gend soll in den Klassikern, in denen sie bis=
„dahin nur Worte suchte, jetzt Sachen finden,
„und wenn sie dann Sachen entdeckt, die auf
„ihre erst erhaltenen Begriffe eine Beziehung
„haben, oder wozu diese als Maaßstab dienen
„können, so wird sie zur Vergleichung, zur
„Entwickelung, zur Beurtheilung des Gedan=
„kens und des Ausdrucks ermuntert, und die
„Bildung des Verstandes sowohl als des Ge=
„schmackes auf eine angenehme Art befördert.
„Daß es zu Freyburg bey dem Griechischen
„Anstand habe, wundert mich nicht. Es ist

„überall nicht viel besser; dafür wollen wir aber „mit der Zeit auch Hülfe schaffen."

Nach einem kurzen Zeitraum erwarb sich Jacobi auf der hohen Schule durch seine Lehre in den schönen Wissenschaften, und durch das neu belebte Studium der alten Klassiker bleibende Verdienste. Außer den theoretischen Vorträgen hatte er ein besonderes praktisches Collegium errichtet, in welchem die Talente vieler fähigen Jünglinge aus allen Fakultäten in Hinsicht auf Reinheit der Sprache und Richtigkeit des Gefühls für das Schöne und Wahre entfaltet und ausgebildet wurden. Jeder konnte sich nach Belieben selbst einen Gegenstand zur Bearbeitung wählen; die Aufsätze wurden dann vorgelesen, und beurtheilt. Da zeigte sich bald ein löblicher Wetteifer des Geistes unter den Studierenden, der reichhaltige Früchte zum schönsten Gedeihen entwickelte.

Die Klassiker, besonders den Virgil und Horaz, erklärte und erläuterte er mit musterhafter Bestimmtheit und ästhetischer Einsicht.

Bey den Versen legte er im Vortrage auf die kurzen und langen Sylben und auf die Cäsur einen eigenen Nachdruck, der die Sprache harmonisch hob oder senkte. Der nämlichen Methode hörte ich auch in der mündlichen Deklamation der alten Dichterwerke den großen Homeriden Wolf in Berlin sich bedienen, die sich der alten griechischen Musik so sehr annäherte. Vielleicht war Jacobi's Deklamation noch ein Erbstück aus der alten Klotzischen Schule in Halle, in welcher der Dichter, wie gesagt, in seinen jüngern Jahren mit so großer Auszeichnung gearbeitet hatte.

Später hörte man den Dichter öfter über den Zeitgeist klagen, der durch andere meistens zwecklose Beschäftigungen das Vernachläßigen der klassischen Studien mit sich gebracht hatte. Er sagte einmal ganz treffend: „Unsere Mahler, „Zeichner, Baumeister, reisen nach Rom und „nach Griechenland, um die Kunstwerke des Al„terthums auszumessen, abzuzeichnen und ein„zustudieren. Aber wie wenige unserer Jüng=

„linge giebt es heut zu Tage, welche die un„erreichten Muster einer bessern und kräftigern „geistigen Vorwelt zu studieren sich bemühen, „die doch allein unser Gefühl für das Schöne, „Edle und Erhabene auszubilden und zu erhö„hen geeignet sind."

Indessen war es unverkennbar, daß Jacobi auf die Gesammtheit der akademischen Zuhörer nicht allein wissenschaftlich vortheilhaft, sondern auch zur Verschönerung ihrer Lebensweise und ihrer Sitten mit Glück gewirkt habe. Da wo er das menschliche Herz ansprach mit seiner milden wohlwollenden Beredtsamkeit, da sprach sich jene Horazische *mitis sapientia Lœli* aus, und nie schied er von seinem Lehrstuhle, ohne den vortheilhaftesten Eindruck auf die Gemüther gemacht zu haben.

Seine öffentlichen Vorträge wurden nicht allein von den Studierenden, sondern auch von Zuhörern aller Stände, ohne Unterschied des Ranges, ja manchmal auch von Frauenzimmern, doch in seltenen Stunden besucht. Besonders geschah

dieses in den ersten Jahren seines Lehramtes. So geräumig auch der akademische Hörsaal war, so genügte er doch kaum für die Menge, die sich herzudrängte. Die zahlreichen jungen Theologen, aus denen damals das vom Kaiser Joseph zur Veredlung des geistlichen Standes gestiftete General-Seminar bestand, rückten, so sehr sie auch sonst mit anderen Arbeiten beschäftiget waren, meistens in Vollzahl aus, um seinen ästhetischen Vorlesungen beyzuwohnen, und um sich jene gefällige Darstellung zu erwerben, die sie für das Gedeihen ihrer Berufsvorträge in der Ausbildung mit Recht für nöthig erachteten.

Dieser große Zusammenfluß wißbegieriger Zuhörer dauerte viele Jahre, während denen er in dem öffentlichen akademischen Hörsaale unausgesetzt lehrte. Als er endlich wegen Zunahme seiner Schwächlichkeit und der Beschwerlichkeit des Ausgehens in einem Zimmer seines eignen Hauses die Vorlesungen fortsetzen mußte, gab es oft mehr Zuhörer, als der Raum fassen konnte, und wohl geschah, daß mancher keinen Platz

fand. Nachdem er entkräftet durch Alter und vieljährige Anstrengungen, wegen der täglich mehr sichtbaren Abnahme seiner Gesundheit zwischen dem Jahre 1812—1813 seine Vorlesungen aufgeben mußte, hielt er an dem Tage, wo er die letzte beschloß, folgende kleine Anrede, von welcher ein flüchtiger Aufsatz mit einer schon wankenden Hand niedergeschrieben unter seinen Papieren sich vorfand.

„Ich schließe hiemit meine Vorlesungen, und „allem Anscheine nach ist dieses das letztemal, „daß ich öffentlich hier rede. Ich schließe mit „dem schmeichelnden Bewußtseyn, daß ich, ohne „eigennützige Absichten, aus dem reinsten Eifer „für die schönen Wissenschaften gearbeitet habe. „Nicht ohne Rührung nehme ich von Ihnen „Abschied, meine Herren, denn ich weiß, daß „ich so glücklich war, mir Ihre Liebe zu erwer„ben, und daß unter Ihnen viele bekannte und „viele mir unbekannte Freunde sind. Den gü„tigen Beyfall, den Sie meinen Vorlesungen „gaben, das freundschaftliche Zutrauen, womit

„Sie sich meines Rathes bedienten, die Empfin-
„dungen, mit welchen Sie die Nachricht von
„meiner nahen Entfernung aufnahmen, alles
„dieses erkenne ich mit dem aufrichtigsten Danke.
„Seyen Sie versichert, daß die Erinnerung an
„Sie und an diese Stunden, in welchen ich mit
„Ihnen mich unterredete, mir allezeit schätzbar
„seyn wird. Sollten Sie das Andenken an mich
„in's künftige noch einigermaßen lieben, so er-
„neuern Sie zugleich die Eindrücke, die ich
„vielleicht so glücklich gewesen bin, auf einige
„von Ihnen zu machen."

„Bleiben Sie den schönen Wissenschaften ge-
„treu, ohne sich durch das Geschwätze des ge-
„lehrten und ungelehrten Pöbels abschrecken zu
„lassen. Studieren Sie die Alten, als die
„Quelle alles Schönen, und die Natur, die
„man nie ungestraft verläßt, und unter den
„neuern Schriftstellern diejenigen, welche der
„Natur am sorgfältigsten folgten. Es ist ein
„angenehmer Gedanke für mich, daß Sie in ver-
„schiedene Gegenden Deutschlands einst zerstreut

„werden. Wenn ein jeder in seiner Gegend „den Musen einige Freunde zu werben suchte, „welche Belohnung für mich, durch meine Er„munterung zu diesen neuen Colonien etwas „beygetragen zu haben!"

„Erlauben Sie, meine Herren, Sie noch „an Eins zu erinnern. Sie wissen, wie behut„sam ich war, durch keinen leichtsinnigen Scherz „die guten Sitten zu beleidigen; Sie wissen, „daß ich, gleich im Anfange meiner Vorlesun„gen, Ihnen die schönen Wissenschaften so vor„stellte, wie sie die Religion in einem höhern „Glanze zeigen, ihre Lehren sanft und verträg„lich machen, und die Tugend mit der „Freude versöhnen können. Sie wissen fer„ner, daß ich über die Schriften großer Männer „freymüthig mein Urtheil sagte, und jedes Vor„urtheil der Wahrheit aufopferte; allein es „geschah ohne bittere Spötterey, allezeit mit „der Ehrfurcht, die man dem Genie schuldig „ist. Ich wünsche, daß diese Gesinnungen sich „Ihnen mitgetheilt haben, und daß Sie, eben

„so wie ich, dafür halten, ein Freund der Musen „müsse das Schöne lieben, das, was uns „heilig seyn soll, verehren, und durch seine „Denkungsart noch mehr, als durch sein Genie „über andere sich erheben."

„Sollte man einst, welches denjenigen sonst „immer zu begegnen pflegt, deren Name nicht „ganz unbekannt bleibt, meinem Charakter eine „Niederträchtigkeit andichten, so hoffe ich unter „Ihnen einige zu finden, die für mich zeugen."

„Mein letzter Wunsch ist, einen Nachfolger „auf der hiesigen Universität zu haben, der mit „größeren Talenten, als ich, aber mit eben „dem guten Herzen für die Ausbreitung der „Wissenschaften arbeite, die unsere Tage ver= „schönern. Leben Sie wohl!"

Man kann sich vorstellen, welchen Eindruck dieser Abschied des greisen Dichters auf die Ge= müther der jungen ihn kindlich liebenden Zu= hörer machte; sie waren innigst tief und bis zu Thränen erschüttert. Sie fanden in dieser letz= ten Anrede den treuen Abdruck seines liebevollen

Charakters, und giengen herzlich gerührt, schweigend und mit Dank erfüllt auseinander. Die Rede für sich selbst bedarf keines Komentars.

Trotz eines ungünstigen Vorurtheils, welches man ehemals auf einigen österreichischen Schulen gegen einen ausländischen Lehrer hatte, der nicht im Kaiserstaate geboren und gebildet worden, oder gar von einer fremden Religion war, fand Jacobi dennoch von seinen Collegen im Lehramte freundliche Aufnahme; es waren berühmte Namen unter denselben. Um nur einige Verstorbene zu nennen, führe ich Mederer, Jellenz, Dannemayer, Klüpfel, Gebhard, Petzeck u. s. f. an, über deren Verdienste die Zeitgenossen schon abgeurtheilt haben, und zu deren rühmlichen Andenken die Nachwelt noch mehrere Lebende einst beygesellen wird. Er wußte die Liebe Aller ohne Ausnahme zu gewinnen, ward sogleich einheimisch, theilte aufrichtig mit ihnen die Sorge für die Lehranstalten, und ließ sich nie durch irgend eine Nebenrücksicht von dem abwendig machen, was der Gesammtheit frommen

konnte. Wenn gleich festen Willens, suchte er doch nie mit Heftigkeit jemand seine Meinung aufzudringen, sondern übte die in den gesellschaftlichen Unterhandlungen so seltene Kunst aus, mit liebreicher Verständigkeit und durch überlegene Gründe das zu erringen, was er nach seiner innigsten Ueberzeugung für das Beßte hielt.

Daher übertrugen ihm auch seine Collegen gern alle akademischen Würden. Man sah ihn als Rector der hohen Schule nicht nur an der Spitze der gelehrten Anstalten, sondern auch in den Versammlungen der breisgauischen Landstände, ihn — den einzigen Protestanten — als zeitliches Haupt eines katholischen Lehrkörpers, auf der geistlichen Bank seine Stelle unter den geistlichen Kirchen-Prälaten des Landes einnehmen, ohne daß von Seite der Beysitzer und Stimmführenden auch nur eine mißfällige Miene, noch weniger ein Einspruch gemacht worden wäre. Sein reiner Sinn für alles, was ihn recht und gut däuchte, seine ach-

tungswerthe Denkart erreichte mit eindringender Beredtsamkeit und fast ohne Widerspruch immer das, was mancher durch die feinsten Wendungen der sogenannten Politik nicht leicht hätte erzwecken können. Man kam ihm, der immer ohne Partheysucht sprach, mit offenem Vertrauen freywillig entgegen.

Obschon Jacobi kein praktischer Geschäftsmann war, ja meistens unbekümmert um die Angelegenheiten des täglichen Lebens mit seinen Ideen in einer poetischen Welt lebte, so leitete ihn doch der rechtliche Sinn seines Gemüthes und die Klarheit seiner sittlichen Anschauung zu einem dem vorgelegten Falle immer angemessenen Urtheile, welches so schön, wie er es immer vermochte, ausgesprochen, nicht anders als gefallen und eindringen konnte. Wenn ihm auch vorläufige mühevolle Informationen nöthig waren, so wußte er sich doch durch die Schwierigkeiten fleißig durchzuarbeiten, alles richtig aufzufassen, und mit Besonnenheit zu entscheiden. Ein Beweis, daß die Natur ihn mit ihren Gaben vielseitig ausgestattet hatte.

Sehr unrecht würde man Jacobi thun, wenn man der Vermuthung Platz geben wollte, als habe er der Religion seiner Väter etwas vergeben, um dadurch seine freundschaftlichen Verhältnisse mit Hohen und Niedern, Gelehrten und Ungelehrten seines neu angenommenen Vaterlandes zu befestigen. Solche Künste verschmähte, ja verabscheute sein offener Charakter. Fest hieng er an der Lehre seiner Kirche, machte kein Geheimniß daraus, und die allgemeine Achtung, die ihm zu Theil ward, war ganz und fest auf seinen innern Werth gegründet, ja, was man bey dieser Gelegenheit mit Unrecht verschweigen würde, auf das vorurtheilsfreye Erkenntniß seiner Verdienste von Seite seiner Mitbürger, die, ohne Rücksicht auf Geburts- und Religionsverhältnisse, den Tugenden Gerechtigkeit widerfahren ließen, wo und an wem sie dieselben fanden.

Einer der schönsten Züge, die Jacobi's moralischen Charakter auszeichneten, war jenes unerschütterliche und feine Gefühl für Wahrheit,

für Gerechtigkeit, für das Rechthandeln, und für alles, was das Unrecht verhindert; ein Zug, der nur jenen Geistern eigen ist, die von den Vorschriften der Religion und der Moral durchdrungen sind.

Wenn der Grundsatz: *Nil conscire sibi, et nulla pallescere culpa*, schon für sich Trost ist, so spricht er sich am schönsten durch das praktische, entschlossene Widerstreben gegen alles aus, was einem rechtschaffenen Mann in seinem Herzen als Unrecht erscheint.

Indessen war der edle und mildgesinnte Dichter selbst für sich arglos, und hatte von allen Menschen eine so gute Meinung, daß er sich oft mit Mühe in den Fall hineindenken mußte, in welchem ein Mann unrecht zu handeln geneigt seyn könnte. Als einer seiner Freunde, ihn, den Treuherzigen, der alle Menschen nach seinen eigenen Gesinnungen beurtheilte, sich durch seine Pflicht veranlaßt fand, auf eine vorgefallene doch verdeckte Ungerechtigkeit aufmerksam zu machen, auch ihm den Fall nach allen Umständen vor-

getragen hatte, sagte Jacobi nachdenkend und ganz unbefangen: „So etwas ist ja unmög„lich! Auf die Frage warum? antwortete er: „Es ist ja nicht recht“! „Edler Mann“! sagte der Freund, „die Sie an der Möglichkeit einer „Handlung zweifeln, weil sie Ihnen als Unrecht „auffällt, und weil Sie selbst immer nach den „ewigen Gesetzen der Gerechtigkeit zu handeln „gewohnt sind, sie ist doch nicht minder wahr“! Nun mußten ihm noch einmal die tief liegenden Absichten entwickelt werden, die dem gegebenen Falle zu Grunde lagen, und jetzt erst brach der Dichter in Ausdrücke des gerechtesten Unwillens aus, und gab mit vielem Scharfsinne Mittel und Wege an, die schlimmen Absichten, wo nicht zu hindern, welches nach Lage der Sache nicht ganz thunlich war, aber doch dieselben in ihren Folgen so viel möglich zu entkräften.

Bald nach Jacobi's Ankunft veranstaltete sein Freund, der Geheimerath Schlosser in Emmendingen, eine kleine Ausgabe seiner schönsten deutschen Lieder, und ließ sie, (1784) zu

Basel abdrucken. Sie wurden vielfältig in Musik gesetzt, und zum Klavier in guten Gesellschaften gesungen. Der Dichter widmete indessen seine Aufmerksamkeit dem ihm aufgetragenen Lehramte, und gab nicht von seinen Geisteserzeugnissen eher etwas heraus, als im Jahre 1795, wo das von ihm sogenannte überflüssige Taschenbuch bey Perthes in Hamburg gedruckt, und fünf Jahre lang fortgesetzt ward.

In eben diesen Zeitpunkt (1795) fällt auch ein interessantes Werk, die Beschreibung einiger von den vornehmsten geschnittenen Steinen aus dem Kabinette des Herzogs von Orleans. Diese kostbare Sammlung ward von dem Abbé la Chau, und dem Abbé le Blont zu Paris im Jahre 1780 — 1782 in zwey Foliobänden französisch bearbeitet, und mit Kupferstichen herausgegeben. Jacobi machte daraus einen Auszug von den vorzüglichsten Steinen mythologischen Inhaltes, und gab denselben deutsch, mit Noten begleitet, heraus. In einem mäßigen Quartbande ward er zu Zürich im Jahre 1796 bey

Orell Füßli und Compagnie gedruckt, und mit genau nachgezeichneten Kupfern ausgestattet. In der Uebersetzung ist der französische Wortschwall, der hie und da vorkömmt, in feste Dämme zurückgedrängt; die mythologischen und kritischen Anmerkungen Jacobi's gaben diesem Werke einen vorzüglichen Werth, wie denn so manche französische Geistesarbeiten, von dem genauern deutschen Fleiße nochmals übersehen und geläutert, in der Uebersetzung sehr gewonnen haben. Man lese z. B. die Anmerkungen, die Jacobi über die mythologische Abbildung des Todes zu diesem Werke gemacht hat. Zu bedauern ist es, daß diese Arbeit, die so wichtig für die Kunstgeschichte ist, nicht fortgesetzt worden. Allein ein Heer von Neufranken war im Jahr 1796 in das Breisgau eingefallen, und zog nach der Donau durch Schwaben; da mußten die friedsamen Musen unter dem Waffengetümmel verstummen. Doch kaum leuchtete die Hoffnung des Friedens, so erhob Jacobi's Muse wieder ihre Stimme. Im Jahre 1803 gab er das uns

theure Geschenk seiner jüngern Iris heraus, die dann auch bis zum Jahre 1813 fortgesetzt ward. Von der ältern Iris und ihrem Zwecke habe ich oben gesprochen; seit ihrer Erscheinung hatten sich die Zeiten mächtig geändert. Man war jetzt der überspannten und angemaßten Empfindsamkeit, der jene Iris entgegengearbeitet hatte, allgemein abhold geworden, und von dem darauf folgenden Sturm- und Kraft-Paroxismus kehrte man zu einem nüchternen Zustand zurück. Hiezu trugen ohne Zweifel die Nachwehen der vielfältigen Kriegesleiden das ihrige bey, welche die Leute zur Besonnenheit brachten.

Aus Jacobi's ästhetischer Schule waren seit 19 nun verflossenen Lehrjahren treffliche Lehrlinge hervorgegangen. Männer aus Süddeutschland, und die vielen Gelehrten der Freyburger-Akademie, welche den Eigenschaften des liebenswürdigen Dichters huldigten, hatten sich mit offenem Herzen an ihn angeschlossen; auch waren ihm seine entferntern Freunde in Norden

nicht fremd geworden. So ward diese Iris von Vielen mit den mannigfaltigsten Gaben ausgestattet, und erschien nun im verjüngten Glanze. Die sorgsamste kritische Strenge bewies der gewissenhafte, zartfühlende Dichter bey der Aufnahme dargebotener Arbeiten; alles mußte nicht nur höchst sprachrichtig, sondern auch gehaltvoll an Gedanken und Empfindung und sittlich rein sich darstellen. Kein Wort, kein Ausdruck ward geduldet, wodurch auch nur eine entfernte Nebenidee hätte erweckt werden mögen, die als zweydeutig in einer gebildeten Gesellschaft hätte Anstand finden können. Daher so viele treffliche Aufsätze, die durch Lebhaftigkeit, Neuheit, Witz und Herzensrührung im ernsten moralischen Sinne sich auszeichneten. So wirkte die Iris auf Bildung des Geschmackes, auf Erheiterung des Geistes und auf Belebung der Sittlichkeit.

Von der Würde eines Dichters und der Poesie hatte Jacobi einen sehr hohen Begriff. Nie ließ er seine Muse zur Besingung unwichtiger Begebenheiten oder zur Beförderung frem-

der Absichten, denen nicht eine strenge Würde und großes Interesse unterlag, gebrauchen. Seine Grundsätze über diesen Gegenstand entwickelt ein Aufsatz in der Iris vom Jahr 1806 S. 252, auch in seinen Werken B. V. S. 204, so wie ein andrer belehrender sehr komischer Aufsatz: Es ist nicht gut der Poet im Dorfe zu seyn, im B. II. S. 156. Vergebens bemühte man sich, der Lyra des Dichters Töne abzulocken, wenn der Gegenstand, der gefeyert werden sollte, nicht ein höheres Interesse in sich trug; aber gern gehorchte er einer Aufforderung, die sein Herz und Mitgefühl ansprach. Einer tief gebeugten Bürgerin, die ihn um eine Inschrift auf den Grabstein ihres verstorbenen Lieblings ansprach, schlug er die Bitte nicht ab, nachdem er kurz vorher der feyerlichen Deputation einer sonst ehrwürdigen Körperschaft, welche für die Tochter eines höhern Staatsbeamten ein Epithalamium zu erhalten wünschte, mit höflichen Entschuldigungen und aus guten Gründen, die Eingang fanden, abgewiesen hatte. Er meinte, Poesieen

ließen sich nicht bestellen, wie die Kunstwerke eines mechanisch arbeitenden Künstlers; selbst diese würden nicht einmal etwas erträgliches liefern können, wenn sie nicht von einem würdigen und ergreifenden Gegenstand durch Genie befeuert würden; der Dichter müsse also von dem Gegenstand seiner Arbeit ganz beseelt werden, sonst würde er nur Verse und Reime hervorbringen, oder wie der alte Sänger Phemios in der Odyssee nur aus Zwang und Noth seinen Zuhörern vorsingen; bey Gedichten müsse unter der gediegenen Sprache ein großer Gedanke und eine das Herz ansprechende Empfindung zum Grunde liegen, wie die Folie unter einem zur Fassung in Gold bestimmten Edelsteine; große Gedanken aber bieten sich dem Geiste bey einem Stoffe von gemeinem Gehalte nicht dar, und Empfindungen ließen sich auch da nicht erkünsteln, wo es an einem kräftigen Interesse ermangle.

An trefflichen Dienstleistungen und an der Würde seines Amtes ließ er es nie gebrechen,

wenn er bey großen Gelegenheiten zu öffentlichen Vorträgen aufgefordert wurde. So hielt er zwey meisterhafte Reden, voll von jenen erhabenen und rührenden Ergießungen der Beredtsamkeit, die aus dem Herzen hervorquellen, die eine auf den Tod des unvergeßlichen Kaisers Joseph II., die andere auf seinen Nachfolger Leopold II. (in den Jahren 1790 und 1792). Ohnehin war ihm die praktische Kanzelberedtsamkeit nicht fremd; schon während seines theologischen Studiums hatte er sich darin geübt. Von ihm sind noch in Handschrift zwey Reden übrig, die er als Kanonikus von Halberstadt im Jahre 1772 in der Kirche zu Düsseldorf hielt; auch während seinem Lehramte zu Freyburg begab er sich öfters nach Emmendingen, einem evangelischen Städtchen, wo sein Freund Schlosser wohnte, und bestieg dort mit Erlaubniß der Superintendentur die Kirchenkanzel, um die christliche Versammlung seiner Glaubensgenossen durch öffentliche Vorträge zu erbauen.

Bis zum Jahre 1792 lebte Jacobi im le-

digen Stande. Darob verwunderte man sich um so mehr, da er als Dichter so vieles Gefühl und so große Empfänglichkeit für das häusliche Glück bewies. Ob es Liebe war zur Unabhängigkeit, die manchem, den Wissenschaften dienenden Geiste so oft theuer ist, oder ob seine Phantasie noch nicht das Ideal gefunden hatte, von welchem er ein unverrücktes Lebensglück erwartete, läßt sich mit Gewißheit nicht wohl bestimmen. Wenigstens hatte er bisher nicht den eigenen Heerd unter dem Auge einer sorgsamen Hausfrau rauchen gesehen; er gieng meistens bey andern Familien zu Tische. Der Schwelle des Alters sich nähernd, fand er jedoch, wie so mancher, daß es dem Menschen nicht gut sey, allein zu seyn. Darüber sprach er sich aus in einem schönen Gedichte *); sah sich um eine treue Gefährtin um, die ihm die Mühseligkeiten des Lebens ertragen hülfe, suchte und fand sie unter den

*) Siehe Iris von 1812 S. 64.

schönen Töchtern der einsamen Hercynischen Wälder. Dort hatte schon vor mehr als tausend Jahren sein Geistesverwandter der römische Dichter Ausonius nach der siegreichen Schlacht, die der Kaiser Valentinian im Jahre 368 gegen die Allemannen gewann, die schöne in seinen Dichtungen viel besungene Bissula nicht ferne von den Quellen der Donau gefunden. Wer erinnert sich hier nicht an die in den römischen Liedern verewigte

„Bissula nascentis conscia Danubii."

Auch Jacobi erkohr sich aus dem duftenden Tannenhaine seine Marie, an welcher er viele bildsame Eigenschaften fand; er nahm sie anfänglich in sein Haus, und während sie mit treuer Anhänglichkeit die Wirthschaft besorgte, bildete er ihre guten Anlagen aus, und reichte ihr dann seine Hand *). Die getroffene Wahl, bey welcher ihn nur sein Herz leitete, billigten seine Freunde und Verwandten. Auch erlebte

---

*) Den 26. Nov. 1792.

er bald Vaterfreuden; denn es ward ihm im Jahre 1794 ein Sohn geboren, der sein zunehmendes Alter durch viel versprechende Anlagen und Naturgaben erheiterte.

Seine Gattin besang er oft unter dem Namen Naide in zärtlichen Liedern. Ueber das Glück seines häuslichen Lebens finden wir rührende Schilderungen in seinen Gedichten. Das Vaterland der alten Allemannier, der Schwarzwald, von welchem er die Quelle seiner reinen Freuden herabgeleitet hatte, ward durch einen Gesang verewigt *), den niemand ohne innige Theilnahme lesen kann. Alles, was vom Schwarzwalde kam, ward dem Dichter theuer und lieb. Dessen Thäler und Gebirge sind von einem kräftigen, und bey einem stillen, genügsamen Hirtenleben erfinderischen Menschenstamme bewohnt, der seinen Geist an vielen mechanischen Kunstwerken beständig übt. Von dort kommen so viele künstliche und mit musikalischen Ein-

*) Jacobi's Werke I. Bd. S. 1.

richtungen ausgestattete hölzerne Uhren, die im Handel bis nach Amerika und Asien gehen. Fand doch der gelehrte russische Leibarzt Dr. Rehman auf seiner Reise nach den Grenzen von China mehrere der Schwarzwälder-Landleute, die ihn in der Hauptstadt Casan mit Jubel empfiengen, und von da aus den Handel mit ihren Schwarzwälder-Waaren nach Siberien trieben. Jacobi ward von seiner Naide mit einer Schwarzwalder-Uhr beschenkt; die Hand der Geberin machte sie zum doppelt lieben Hausgeräthe; sie hieng immer zunächst seinem Bette, war oft ein Vorwurf seiner Aufmerksamkeit, und seiner fleißigen Untersuchung ihrer mechanischen Bewegungen. Auch besang *) er sie in einem Liede, das mit ganz unübertrefflichen, und das innere Gefühl sanft erweckenden Gedanken ausgestattet ist. Kein Stoff war für die Bearbeitung so spröde, dem der sinnreiche Dichter durch den Zauber seiner Einbildungskraft nicht eine

*) Jacobi's Werke I. Bd. S. 141.

interessante Seite abzugewinnen vermochte, wenn er nur eine Beziehung darbot, die mit der Würde des in süßen Tönen sich aussprechenden menschlichen Herzens in Einklange stuhnd. So war gewiß seine beschränkte Wohnung in einer volkreichen Stadt kein fruchtbarer Gegenstand einer poetischen Betrachtung; allein man lese die in Prosa für seine Schwestern verfaßte Beschreibung derselben *). Hier ist im Grunde keine eigentliche Dichtung, wohl aber das Bild einer reinen Genügsamkeit, beneidungswerther Zufriedenheit, und jener glücklichen Lebensphilosophie, die es versteht, aus allen Umgebungen Genuß und Vergnügen zu ziehen, und das Glück des einfachen häuslichen Lebens durch eigene Ansichten zu steigern. Keinem, der nicht Jacobi's innern Seelenfrieden besäße, würden so meisterhafte Schilderungen gelingen.

Während den Ferien fand Jacobi seine Erholung in dem artigen Landstädtchen Emmendin-

*) Iris v. 1809 S. 279.

gen, wo — im Vorbeygehen sey es gesagt, der große Mathematiker Keppler seinen ersten litterarischen Unterricht empfieng, und das Einmaleins lernte. — Dorthin zog er zu seinem Freunde Schlosser und zu dem Oberstforstmeister Freyherrn von Zink. Von dem erstern geschah schon oben Erwähnung. Schlosser sein Verwandter, gebürtig aus Frankfurt am Main, war ein Mann von seltenen Geistesgaben, gebildet in der Schule Plutarchs und vieler andern griechischen Weisen und römischen Klassiker, Mitarbeiter an Iselins Ephemeriden der Menschheit, unbestechlicher Freund der Wahrheit, eifriger Verbreiter der gesundesten Grundsätze über Moral, Politik, Erziehungswesen, Geschäftsleben, Landesverwaltung, ein immer gerüsteter Beschützer seiner Amtsuntergebenen, woferne denselben von oben herab etwas aufgebürdet werden sollte, das er für Unrecht hielt. An ihm bewunderten seine Kenner die Kraft der Sprache, und jenes oft *indictum ore alio.* Was man ihm vielleicht mit Unrecht vorwarf, war, daß er

bisweilen aus bloßer Laune zu polemisch gewesen seyn soll.

Der Freyherr Friedrich von Zink, in Thüringen in dem Orte Gatterstädt geboren, war ein durch sein Vermögen unabhängiger Edelmann, hatte sich die lieblichste Gegend des Breisgaus mit seiner geistreichen Gattin zum Wohnsitze gewählt, und ward gerühmt wegen seinem Geiste und der guten Aufnahme der Fremden in seinem gastfreyen Hause, auch wegen der edeln Verwendung seiner Muße auf wissenschaftliche Beschäftigungen, und weisen Lebensgenuß. In Jacobi's Schriften finden sich mehrere Beweise seiner glücklichen Dichtungsgabe, und einer reinen gefälligen Prosa.

Mit diesen geistverwandten Männern brachte Jacobi im freundlichsten Umtausche von Herzensergießungen gerne einige Wochen zu. In ihre Gesellschaft kam auch der ehrwürdige blinde Dichter Pfeffel, sonst wohnend in der Stadt Colmar jenseits des Rheines im Elsasse, 6 — 7 Stunden von Freyburg entfernt. Schon im

zwanzigsten Jahre seines Alters ward Pfeffel des Augenlichtes beraubt; aber die wohlthätige Natur entschädigte ihn, wie einst den Vater der Dichter Homer und den englischen Sänger Milton, für die Blindheit, durch die Anzündung eines hellern Lichtes in seinem Geiste zur innern Beschauung. Sie erweckte lebhaft seine Phantasie zur Gestaltung fröhlicher Bilder, die sein Leben erheiterten. Pfeffel und Jacobi besuchten einander wechselweis ein Jahr um das andere, und verlebten dann immer einige genußreiche Tage. Ueber Pfeffel, der die Töne der deutschen Muse zur Ehre unserer Sprache und Nation auf der französischen Grenze vernehmen ließ, enthalte ich mich, vieles zu sagen, weil Jacobi seine Verdienste in einem Aufsatze, betreffend seine Verhältnisse mit ihm, durch ein Denkmal in seinen Werken*) verewigt hat. Die Tage, welche Pfeffel in Jacobi's Hause zubrachte, waren auch für

---

*) Jacobi's Werke VII. Bd. S. 128.

seine andern Freyburger-Freunde höchst erfreulich. Es war ein wahres Vergnügen den beyden alten Dichtern zuzuhören, wie sie ihren Geist in unerschöpflichen Anekdoten, witzigen Einfällen, und in Erzählungen von der jetzigen und der vergangenen Welt ergossen. Ein Gedanke erzeugte den andern. Jacobi las seinem Freunde immer die neuesten Arbeiten seiner Muse vor, Pfeffel ließ die seinigen vorlesen, und dann theilten sie sich ihre ästhetischen Urtheile mit, und unterwarfen ihre Arbeiten der kritischen Feile. Lange hörte man sie oft über einzelne Worte oder die poetische Harmonie eines Verses streiten.

So gerne Jacobi einsam in seinem Zimmer war, so sehr liebte Pfeffel Bewegung und Spaziergänge auf dem freyen offenen Felde. Diesen Wunsch befriedigten Jacobi's Freunde gerne; sie führten den blinden Dichter am Arme vor die Stadt, und er liebte es sehr, wenn man ihm alle merkwürdigen Gegenstände erklärte, die in den Umgebungen des Feldes aufstießen. Einmal verlangte er, man sollte ihn auf einen

benachbarten Hügel führen, von welchem eine herrliche Aussicht in verschiedene Thäler war. Der Wunsch eines so ganz aller Sehekraft beraubten Mannes kam zwar den Freunden etwas sonderbar vor. Doch erfüllte man denselben, und angekommen auf der Höhe neben einer Feldkapelle setzte man ihn unter eine alte Linde, bezeichnete ihm durch Führung seines Arms wie mit einem Augurstabe die vier Weltgegenden, und beschrieb ihm sodann die Thäler, Waldungen, Gebirge, Mühlen, Dorfschaften u. s. f. Fröhlich versicherte er, daß er die Gegenstände ganz genau in seinem Geiste sah, und sie mit seinem Dichtungsvermögen vollkommen ausmahlen könne. Ohne Zweifel halfen ihm hiebey die Erinnerungen aus seinen Jünglingsjahren, die ihm die Formen und Erscheinungen der äußern Welt in das Gedächtniß zurückriefen.

Aber noch eine höchst sonderbare Eigenschaft besaß der blinde Dichter, daß er nämlich es sogleich empfand, wenn man auf dem offenen Felde mit ihm etwa an einer Mauer vorbey gieng; wo=

ferne man ihm auch nichts sagte, so unterließ er nie sogleich davon zu benachrichtigen, daß man in einer ganz oder theilweis geschlossenen Umgebung vorbeygehe. Er behauptete eine eigene Empfindung in diesem Falle zu haben; sie muß sehr leicht zu erregen gewesen seyn, vermuthlich wegen dem unterbrochenen Luftstrom. Allein, da sie sich auch einstellte, wenn ganz stilles Wetter war, so glaubten einige, die Wirkung käme von dem Galvanismus oder thierischen Magnetismus her, der von festen Körpern ausströmt, und nach physikalischen Beobachtungen einen sich ankündigenden entschiedenen Einfluß auf den menschlichen hat.

Pfeffel sagte oft, er fände sich weit glücklicher, blind, als taub, zu seyn; sein Geist wäre immer heiter durch das innere Zurückblicken auf sich selbst, und die Verbindung, die er durch die Sprache mit der Außenwelt unterhielt, und welche ihn in den Stand setzte, seine Ideen mit jenen seiner Freunde in jeder Minute auszuwechseln.

Unter so mannigfaltigen Lebensfreuden konnte Jacobi, nach dem den Sterblichen beschiedenen Loose, einigen Unannehmlichkeiten doch nicht entgehen. Die Doblerische Schauspieler-Gesellschaft befand sich im Jahre 1791 zu Freyburg. Auf ihr Bitten schrieb Jacobi ein kleines Lustspiel *) in einem Aufzuge: Die Wallfahrt nach Compostel. In demselben befindet sich auch nicht das mindeste Wort, das den in einigen katholischen Ländern damals noch üblichen Gebrauch der frommen Wallfahrten nach gewissen auswärtigen Kirchen lächerlich gemacht hätte, einen Gebrauch, dem schon längst unter der Regierung der frommen Kaiserin Maria Theresia durch eine eigene Verordnung Schranken gesetzt waren. Allein es gab Schwache an Geist, Betbrüder und Betschwestern, die an diesem genialischen Lustspiele Aergerniß nahmen, und darüber einen ungebührlichen Lärm in der Stadt verbreiteten. Selbst ein General, dessen Name

*) Jacobi's Werke IV. Bd. S. 150.

Staatl. Bibliothek Passau

jetzt längst in Vergessenheit gesunken, drohte mit Ingrimme, dem Hofe eine Anzeige zu machen. Allein die Polizey und die Censurbehörden ließen sich das Stück vorlegen, und befahlen, daß es ohne Bedenken aufgeführt werden möge. So erfuhr Jacobi eben das, was Molieren mit seinem Tartüffe, und dem seligen Gellert mit seiner Komödie die Betschwester widerfahren war, die aller Widersprüche ungeachtet am Ende doch aufgeführt wurden, und viele Menschenkinder ergötzten. Vieles Gelächter mußte es erregen, als man bald darauf in allen Zeitungen las: „Jacobi's Schauspiel „wäre in einem gewissen Kapuzinerkloster in „der Faßnacht zur Belustigung der Gäste aufge„führt worden."

Der zweyte Fall hätte wohl ernsthafter werden können. Die französische Staatsumwälzung war ausgebrochen, und das Breisgau als Grenzprovinz am nächsten der Gefahr einer Ausbreitung revolutionärer Grundsätze bloßgestellt. Die Hauptstadt Freyburg füllte sich nach und nach

mit ausgewanderten Laien und Priestern; unter beyden gab es viele bescheidene, stilldulдende, aber auch sehr zudringliche, insolente, und alles, was nicht französisch war, wo nicht öffentlich, doch heimlich verachtende Menschen.

Der offenherzige und Wahrheit liebende Jacobi verbarg seine Meinung über die französische Staatsveränderung keineswegs, lobte, was daran ursprünglich lobenswerth erschien, tadelte aber auch offen, was er aus vernünftigen Grundsätzen zu mißbilligen fand. Viele französische Gelehrte, die nach Freyburg gekommen waren, besuchten fleißig das Haus unsers Dichters. Unter diesen will ich nur im Vorbeygehen auszeichnen den berühmten Mallet du Pan; sodann den halbblinden Dichter Delisle, bekannt durch seine Uebersetzung der Gedichte Virgils über den Landbau, auch Verfasser des geistreichen Lehrgedichtes über das Gartenwesen und eines andern über das Mitleid. Der Mann besuchte öfters Jacobi des Abends, hatte ein erstaunenswürdiges Gedächtniß, und

sagte ganze Gesänge seiner Dichtungen auswendig her. Auf Befragen, warum er diese Gesänge nicht lieber niederschriebe, antwortete der Dichter: Einmal, weil er wegen Augenschwäche nicht wohl selbst zu schreiben vermöge, sodann weil er besorge, daß die geistreiche Gesellschafterin, die er bey sich hatte, und welcher er zuweilen doch nur stückweis Verse diktirte, ihm vielleicht etwas von seinen Dichtungen entwenden möchte, um es bekannt zu machen, wie es ihm schon früher geschehen seyn soll. Deßwegen vertraute er seines Geistes Eigenthum niemanden mehr, als seinem eigenen treuen Gedächtnisse an, und nur dann, wenn er ein ganzes Gedicht in seinem Kopfe fertig hatte, sagte er es allenfalls in die Feder, und nahm die Handschrift sogleich zu sich.

Den gelehrten Franzosen war Jacobi's Ruhm längst bekannt, theils durch die bereits oben erwähnte Uebersetzung einiger seiner frühern Werke, theils auch durch ein entscheidendes Urtheil, welches in der zu Paris im Jahre 1777

in 4 Bänden erschienenen *Nouvelle Bibliotheque d'un homme de goût* vol. I. S. 363 sich so ausspricht:

„Ce poëte mérite une place distinguée „parmi les Poëtes les plusaimables. Ses ou„vrages ont cette fleur de sentiment et de „delicatesse, qui doit perdre beaucoup de son „prix, en passant dans une langue étrangère: „il faut s'imaginer ce que deviendroient la „plupart de nos chansons ou de nos poësies „légères, traduites en allemand. Quel mérite „réel ne doivent donc pas avoir les poësies *de* „*Mr. Jacobi*, Chanoine d'Halberstadt, si l'on „en rencontre plusieurs qui puissent résister à „une pareille épreuve! On trouve cette traduc„tion dans un Recueil imprimé en 1771, un „volume in 4°. La prémière pièce offre la „peinture, la plus séduisante, de cette volupté „douce, qui s'allie avec la modestie et la „vertû: c'est une espèce d'ode anacréontique; „elle est intitulée: *Au lit de Belinde.* Une „autre, qui a pour titre *le Faune*, conserve

„dans la traduction cette légèreté, ce coloris „tendre, cette fraîcheur, qui doivent se faire „sentir bien davantage encore dans l'original. „Si l'on est curieux de voir comment l'Auteur „traite les grandes vérités de la morale, qu'on „lise sa réponse à *Mr. Gleim*, qui lui avoit „dépeint le bonheur, dont il jouissoit dans sa „retraite."

So lautet das Urtheil eines Franzosen, der seinen Landsleuten die übersetzten Gedichte als Muster des guten Geschmackes anpries.

Während der Anwesenheit der französischen Ausgewanderten setzten alle Professoren ihre Vorlesungen in den ihnen aufgetragenen Fächern der Wissenschaften fort, mancher Störungen ungeachtet, die vorfielen. Jacobi that das nämliche, und gab im Jahre 1798 wöchentlich eine Stunde Vorlesungen über praktische Arbeiten des deutschen Styls unentgeldlich. Hiebey hatte er sein Hauptaugenmerk auf die Theologen, als künftige Kanzelredner gerichtet. Die jungen Schüler der Philosophie hatte er

aus guten Gründen von diesen Vorlesungen ausgeschlossen, und nur die Akademiker der drey höhern Fakultäten dazu eingeladen. Er bekam ein zahlreicheres Auditorium, als er gehofft hatte, und darunter befanden sich sogar Doktoren, mehrere Geistliche, und Männer die schon in öffentlichen Aemtern standen.

Ein junger Mediziner, der in Wien studiert hatte, kam um diese Zeit nach Freyburg, um dort den Doktorgrad zu nehmen. Die medizinische Fakultät hatte ihm das Zeugniß einer vorzüglichen Geschicklichkeit in seiner Wissenschaft ertheilt, und Jacobi, den er bisweilen besuchte, fand an ihm einen talentvollen jungen Mann, der schon verschiedene glückliche Versuche in der Dichtkunst gemacht hatte, denen weiter nichts abgieng, als strengere Feile, und größere Bestimmtheit der Schreibart. Dieser junge Doktor der Heilkunde brachte ihm nun für seine praktische Vorlesung ein Gedicht unter dem Titel: Dauern oder Vergehen? das sich allerdings durch poetische Schönheiten aus=

zeichnete, aber viele materialistische Grundsätze enthielt. Jacobi trug jedoch kein Bedenken, das Gedicht vorzulesen; vielmehr freute er sich der Gelegenheit, ein zurechtweisendes Wort sprechen zu können, weil die Sage gieng, daß die Lehre des Materialismus insonderheit unter einigen Medizinern sich auszubreiten anfieng; auch daß unter den letztern etliche unvorsichtig genug wären, denselben zu predigen, und vielleicht Ungelehrte damit anzustecken. Jacobi beurtheilte nun zuerst kritisch das Gedicht nach seiner Form und Sprache; sodann verfolgte er den philosophischen Stoff, Schritt vor Schritt, widerlegte ihn, und dabey war es ihm so ernst, daß sein Vortrag fast drey Stunden dauerte; er trug dann aus Mendelssohns Phädon, Reimarus, Hemsterhuis und andern, die vornehmsten Beweise für die Unsterblichkeit vor, und schloß das Ganze durch die herzlichsten und rührendsten Stellen aus der Abhandlung des Claudius über diesen Gegenstand. Dieser schöne Vortrag mit allen Reizen einer gründlichen Beredtsamkeit

ausgeschmückt, machte einen tiefen Eindruck auf die aus allen Ständen anwesenden Zuhörer.

Und dennoch gab es Leute, die da behaupteten, Jacobi habe die Lehre des Materialismus vorgetragen. Ja vorgetragen allerdings, aber geprüft und widerlegt. Diese hämische Mißdeutung seiner Absicht wurde vorzüglich einigen Halbfranzosen zugeschrieben, die weder recht deutsch, noch recht französisch verstuhnden, und, sonst in der Nachbarschaft des Breisgaues auf dem jenseitigen linken Rheinufer wohnhaft, auf das rechte geflüchtet waren. Sie war um so ungerechter, da Jacobi nach dem bey seiner Annahme bestehenden österreichischen Studienplane den ausdrücklichen Auftrag hatte, den Studenten des zweyten philosophischen Jahres, also Jünglingen von 16 — 17 Jahren, die er, wie schon gesagt, von den Vorlesungen über den Styl ausgeschlossen hatte, den Lukrez *) zu erklären, einen rö-

*) Siehe das oben angezogene Schreiben des Freyherrn von Swieten.

mischen Dichter, der ein ganzes System aufstellte, welches Unsterblichkeit und Vorsehung der Götter läugnet, alle Religion für Aberglauben ausgibt, und den Epikur rühmt, daß er sie mit Füßen getreten. Gewiß war niemand religiöser als Jacobi, der bey jeder Gelegenheit mit Wärme nicht nur für die Wahrheiten der natürlichen Religion, für göttliche Vorsehung und Unsterblichkeit in seinen Schriften gesprochen, sondern auch das Schöne und Erhabene der christlichen Religion zu zeigen stets bemühet war.

Die giftigen Pfeile dieser elenden Kritiker glitten kraftlos an dem Rufe des Dichters ab; doch thaten sie seinem reinen Gemüthe unaussprechlich wehe. Er selbst, als sanfter friedliebender Mann antwortete nichts auf die im Stillen herumschleichende Verläumdung; aber sein Freund, der Freyherr von Zink, übernahm diese Mühe, und entlarvte in einem gedruckten Briefe, der im Jahre 1798 überall im Umlaufe war, ihre Urheber.

Da Jacobi der französischen Sprache von Kindheit an in einem hohen Grade mächtig war, so ward er öfters von seinen Mitbürgern als Unterhändler an die französischen Befehlshaber abgeordnet, die nach feindlicher Einnahme des Landes die öffentlichen Geschäfte in den Händen hatten. Diesen lästigen, mit vielen Unannehmlichkeiten verbundenen Aufträgen entzog er sich als guter Staatsbürger nie, und wirkte sowohl mündlich als durch schriftliche Aufsätze zum Vortheile von Stadt, Land und der hohen Schule; gewiß kein kleines Opfer von Seite des stillen und ruhigen Mannes, der sich in gewöhnlichen Zeiten so wenig um das Geschäftsleben bekümmerte, und nun auf einmal aus seiner häuslichen Einsamkeit zur Theilnahme an öffentlichen Sorgen hervortreten mußte.

Menschenliebe bewog den geachteten Dichter, daß er mehreren französischen Ausgewanderten, welche die Umstände in bittere Verlegenheit versetzt hatten, so gerne freundliche Dienste leistete.

Hier nur ein Beyspiel! Mit seinem Sohne kam der berühmte Portalis nach Freyburg, ein großer Redner zur Zeit der Staatsumwälzung. Ehrwürdig durch seine Tugenden und Talente ward er unter dem 18. Fructidor 1797 durch ein Dekret außerhalb Frankreichs Gränzen verwiesen. Aber die Tugend ist keinem Ostracismus unterworfen. Deßwegen ward er nachgehends im Jahre 1800 wieder mit Ehren in sein Vaterland zurückberufen, und zum Minister des Kultus und Großoffizier der Ehren-Legion ernannt. Da Portalis im Gedränge der Umstände auf der Gränze sich nicht mehr für sicher hielt, so wendete er sich mit Vertrauen an Jacobi. Dieser, alle Verhältnisse wohl erwägend rieth ihm, sich außer dem Bereiche des Krieges nach Norden zu ziehen; gab ihm in dieser Absicht Briefe nach Holstein mit an seinen dort wohnenden Bruder, den Philosophen Friedrich Jacobi, und empfahl ihn durch diesen an die beyden Grafen von Stollberg. Portalis kam an den Ort seiner Bestimmung

glücklich an, und in einem Briefe vom 5. April 1798 aus Tremsbittel dankte er dem Dichter innigst gerührt:

Mon cher professeur! heißt es darin, votre aimable frère est venu nous recevoir, et nous le tenons depuis quelques jours: ce que vous nous aviez dit de lui est encore bien au-dessous de ce que nous sentons; sa philosophie est celle du coeur. Chez lui le sentiment avise l'esprit, et l'esprit régularise le sentiment. On se croit soi-même meilleur, quand on sait l'apprécier — — — — — — — — — — Quelles ames grandes et généreuses, que celles auprès desquelles ma bonne fortune me place! je vous bénirai toute ma vie d'avoir été le médiateur de mon voyage; que n'êtes vous avec nous, pour partager notre situation; instruction, vertu, agrément, rien ne manque dans un cercle choisi, qui n'a certainement pas son égal, et où l'ame contracte l'habitude des plus grandes choses et des plus douces affections

. . . . écrivez-moi, mon cher professeur, c'est de la vie à la mort. —

Portalis lebte lange unter dem angenommenen Namen d'Allymon ruhig in Holstein; sein Brief ist ein Beweis eines dankerfüllten Herzens, und zugleich der großen Hochachtung, die er dem Vereine so ausgezeichneter deutscher Gelehrten, die ihn auf Jacobi's Empfehlung unter sich aufgenommen hatten, zollte.

Portalis war nicht der einzige, welchem der Dichter so ersprießliche Dienste leistete. In dem Auslande stand Jacobi's Name in der höchsten Achtung, und gewährte zuweilen jenen, die sich seiner Bekanntschaft zu rühmen hatten, und auf sein Wort berufen konnten, die gefälligste Aufnahme. Das erfuhr ein sehr achtbarer österreichischer Offizier; verfolgt durch Zusammenwirkung widriger Zufälle, denen er nicht auszuweichen vermochte, hatte er dem Kriegsdienste einstweilen entsagt, und nun befand er sich im Falle anderswo eine ehrenhafte Anstellung zu suchen. In dieser Lage kam er

nach Freyburg, versehen mit sehr guten Zeugnissen. Der Dichter, dem er mit Vertrauen seine Verhältnisse bekannt machte, fand an ihm einen redlichen vom Schicksale hart verfolgten Mann. Bestimmte Empfehlungen an bestimmte Personen konnte er ihm nach der Schweiz, wohin er reiste, nicht geben. Dagegen aber händigte er ihm eine mit seiner Hand beschriebene offene Karte ein, auf welcher er denselben im Allgemeinen seinen Freunden empfahl. Und dieses kleine Blättchen hatte die Wirkung, daß dieser talentvolle Mann bey den damaligen Kriegszeiten bald eine ausgezeichnete Anstellung erhielt, die er mit persönlicher Würde, großer Einsicht und mit Vortheil für den Staat, der ihn aufnahm, rühmlich bekleidete.

An den Schrecken und Unfällen des Krieges, der das Breisgau überzog, mußte Jacobi so gut, wie jeder Bewohner des Landes, seinen Antheil tragen. Der erste feindliche Einfall geschah im July 1796 unter Anführung des französischen Divisions-Generals Ferino.

Dieser Feldherr war früher in österreichischen Kriegesdiensten, und selbst ehedem lange Zeit zu Freyburg in Garnison. Er kannte die Stadt und fast alle Familien persönlich, hielt gute Disziplin, und behandelte auch das Land während seiner kurzen Anwesenheit mit humaner Schonung, so viel es seine Verhältnisse gestatteten. Der Durchzug, da sich das Heer nach Oberschwaben bewegen mußte, dauerte nicht lange; nach einigen Monaten ward das Land von dem siegreichen Erzherzoge Karl von Oestreich wieder erobert.

Allein im Jahre 1800 folgte ein neuer Ueberfall. Da der Feind vor der Stadt Freyburg von Seite der östreichischen Truppen und dem mit denselben verbundenen Landsturm Widerstand fand, die Gegner aber nach einem blutigen Gefechte durch die Engpässe des Schwarzwaldes zurücktrieb, so drangen Soldaten in die Stadt, und einige Straßen wurden geplündert. Dieses Schicksal traf auch die Straße, in welcher der friedliche Dichter wohnte. Der wild

französische Krieger sprengte überall die Thüren. Diese Gewaltthätigkeit ward auch an Jacobi's stiller Wohnung versucht. Um nun groben persönlichen Beleidigungen und vielleicht einer gänzlichen Plünderung vorzukommen, faßte der Dichter mit Entschlossenheit den Muth, hinunter zu gehen und die Thüre selbst zu öffnen. Die rasenden Soldaten stürzten nun hinein; Jacobi redete sie in ihrer Sprache an. Das erste was sie thaten, war, daß sie ihm unter dem Vorwand, sie hätten ihn bey dem Landsturme fechtend gesehen, sogleich seine silbernen Schnallen, seine Tabacksbüchse und seine goldene Uhr abnahmen, die er wegzulegen vergessen hatte. Nun stürmten sie eilends die Treppe hinauf; oben stand Jacobi's Gattin, ihren fünfjährigen Knaben auf dem Arme. In der Voraussetzung, daß man, wie sie oft gehört hatte, auch die wildesten dieser Nation durch bewiesene Artigkeit, Zutrauen und Freygebigkeit entwaffnen könne, reichte sie dem Anführer ein seidenes Beutelchen mit Silbermünze, so wie auch einen Bund

Schlüssel zu den Hauskästen; das Geld und die Schlüssel gab er sogleich zurück, das Beutelchen steckte er aber ein. Nun glaubte man, sie würden nichts mehr fordern; allein nachdem sie in das Zimmer eingedrungen waren, forderten sie neun Luisdor in sehr gebieterischem Tone. Jacobi hatte nicht mehr als zwey bey sich, diese reichte er gutwillig hin. Da bestanden sie aber auf der vollen Summe, und nun war der Arme genöthigt, in das obere Zimmer hinaufzugehen, wo er seine vierteljährige Besoldung, die er noch kaum vor einer Stunde erhalten, unter ein Brett versteckt hatte. Einer der Plünderer wollte ihm sogleich nacheilen; allein Jacobi's Gattin stellte sich vor ihn bittend an die Thüre. Während dem er bemüht war, dieselbe aufzureißen, fiel ihm das Tuch, mit welchem sein verwundeter Arm verbunden war, ab; sie hob es sogleich auf, verband ihm sorgfältig die Wunde, und sagte mit kläglicher Stimme: „*pauvre Francois*"! das einzige, was sie vielleicht von der französischen Sprache wußte.

Der Soldat ward durch diese Gutherzigkeit gerührt; Jacobi kam indessen zurück, und händigte ihnen das Geld ein; nun aber geriethen sie in Händel, stießen die Gewehre heftig zusammen, und es schien, als wenn sie handgemein werden wollten. Endlich zogen drey von ihnen ab, der vierte aber blieb als Sauvegarde zu ihrem Schutze, wie er sagte, zurück. Man setzte ihm Wein und Brod zur Erquickung vor, und nun ward er gesellig und gesprächig, als wenn nichts vorgefallen wäre. Was aber nach diesen unangenehmen Auftritten sehr komisch schien, und den Franzosen eigentlich charakterisirt, war, daß dieser anfangs so wilde Mensch nun als ein ächter Franzos sich entschuldigte, daß er nicht gut gekleidet, und seine Haare in Unordnung gerathen wären. Da machte Jacobi von seinem eigenen Zöpfchen das Band los, und überreichte es ihm. Er nahm es dankbar an, und steckte es ein. Endlich verstummte der Tumult und das Schießen in der Stadt, und nun zog der Sauvegarde wieder ab. Diese

tragisch = komische Scene erzählte Jacobi öfters, schrieb sie auch seinen auswärtigen Freunden, besonders seinen Geschwistern und nach Halberstadt an Gleim, die hierauf dem beraubten Dichter den erlittenen Schaden gerne vergüteten.

Einige Zeit nach diesen Auftritten aber erlebte Jacobi andere Unfälle, die sein Herz mächtiger angriffen. Schlosser starb zu Frankfurt am 1. Oktober 1799. Seit dem Jahre 1793 war in des feurigen Schlossers Gemüthsbestimmung eine mächtige Veränderung ausgebrochen. Denn in diesem verhängnißvollen Jahre ward der gerechte König von Frankreich Ludwig XVI. öffentlich vor den Augen eines empörten Volkes enthauptet, und büßte unschuldig mit seinem Blute aufgebürdete Verbrechen, die er nie gegen Staat und Volk begangen hatte. Schlosser ward von dieser Nachricht innigst erschüttert. Die Unfälle, die darauf auch in Deutschland erfolgten, neben den mißlungenen Hoffnungen, welche dieser für das

Beßte der Welt glühende Philosoph, getäuscht durch die ersten Elemente der französischen Revolution, vielleicht geträumt hatte, dann jener große unheilbare Riß in das Band der Menschheit, der sich bald darauf zeigte, drückten seinen Geist zur tiefen Schwermuth darnieder. Bey dieser Stimmung ergoß er sein Herz *) in den Busen Jacobi's durch ein Schreiben, und dieser suchte seinen Schmerz in einem salbungsvollen Gedichte zu besänftigen. Er legte ihm eindringende Trostgründe, hergeleitet von der Anordnung einer allwaltenden Vorsicht an das Herz. Zugleich forderte er ihn zum weisen Genusse der unschuldigen Naturfreuden auf, welche dem Anbeter Gottes auch mitten unter den Ruinen einer zertrümmerten Welt noch übrig bleiben.

Das Gewicht der Trostgründe mißkannte zwar Schlosser nicht; allein in seiner Antwort athmete noch immer eine unbesiegbare Wehmuth,

---

*) Siehe Jac. Werke IV. Bd. S. 228—240.

und mit prophetischem Geiste sagte er vor: „Daß ein Volk, sich abmühend seine angebornen „Rechte durch Gewalt geltend zu machen, nie „im Stand seyn würde, die theure Errungen„schaft mit Weisheit und Mäßigkeit zu gebrau„chen, auch daß der Nachkommenschaft nichts „bevorstühnde, als ewige Sklaverey oder eine „noch mehr drückende Anarchie.“

Dieser düstere Gedanke wich selten aus Schlossers Sinn, und begleitete ihn wahrscheinlich bis zu seinem frühen Ende. Was würde wohl der edle Mann gesagt haben, wenn er noch Napoleons gewaltthätige Alleinherrschaft, und endlich die schmähliche Zertrümmerung dieses schrecklichen Werkzeuges der Tiranney durch die göttliche Vorsicht erlebt hätte, die am Ende alle Unfälle zum Beßten der Menschheit wieder ausgleicht. Wie meisterhaft übrigens der Dichter die Kunst verstand, auch in verzweifelten Fällen das Herz seiner Freunde durch Tröstungen aufzurichten, hat er vorzüglich bey dem obigen Anlaß bewiesen. Auf Schlosser folgte

bald der so herzlich geliebte Edle von Zink im Jahr 1802; dann sogar sein treuester ältester und liebster Freund von Jünglingsjahren an, der Dichter Gleim am 18. Febr. 1803; es wäre schwer zu beschreiben, welche Nachwehen diese traurigen Zufälle im Gefühle des Dichters erzeugten. Auf der andern Seite hatte er wieder die Freude erlebt, daß sein vortrefflicher Bruder, der Philosoph Friedrich Jacobi, ihm wenigstens um einige Tagreisen näher gerückt war; denn nach der neuen Stiftung der bayerischen Akademie der Wissenschaften ward der berühmte Mann als deren Präsident nach München berufen; der Dichter benutzte bald darauf eine Gelegenheit, den geliebten Bruder im Jahre 1806, so wie seine Schwestern die bey ihm wohnten, in München zu besuchen.

Den erlebten Hintritt so mancher theuren Freunde ertrug Jacobi mit bewunderungswürdiger Standhaftigkeit; aber bald hatte er wieder eine neue Prüfung zu bestehen, denn auf diesen starb auch der geliebte alte Pfeffel im

Jahre 1809. Nachdem er durch innere Trauer der Empfindung des Herzens genug gethan, sagte er öfters: „Die Ungemächlichkeiten des „steigenden Alters und die Erinnerung an die „abgeschiedenen Freunde erzeugten wenigstens „den Vortheil, daß man sich nach und nach „vom irdischen Leben ohne große Rücksehnung „loswände, weil dann die äußern Erscheinungen „nicht mehr so stark auf das Herz wirkten, und „in dem Empfindungsvermögen endlich stoische „Gleichgültigkeit zurückließen. Man fände sich „nach und nach isolirt. — Um uns her sproßte ein „neues Geschlecht, wiederholte er oft, dem wir „eigentlich nicht mehr angehören, und das doch „nicht besser wäre, als das vorhergegangene. „Mit Horazens Geiste sehen wir eine *Progeniem* „*vitiosiorem* erscheinen, deren Abgott die Fri= „volität ist u. s. f. So können wir dann dem „Abschiede von der Erde mit Ruhe entgegen se= „hen, in der Hoffnung, in einer übersinnlichen „Welt mit unsern Geliebten wieder vereinigt zu „werden."

Nach vieljährigen Kriegen und mannigfaltigem Wechsel politischer Begebenheiten gelangte das Breisgau im Jahr 1806 wieder an seine ursprünglichen Stammfürsten, nämlich die Markgrafen von Baden aus dem uralten Hause der Herzoge von Zähringen. Der Großherzog Karl Friederich, damals der älteste, wohl auch der edelmüthigste der deutschen Fürsten, nahm auf erfolgte Besitzesergreifung des Landes die Universität unter seinen besondern Schutz, ließ dann bey dem gelehrten Institute weislich einige Formen ändern, vermehrte die durch Verluste im Elsaß sehr geschmählerten Einkünfte, dotirte die Bibliothek mit den Büchern der aufgehobenen Klöster, beschenkte die Anstalt mit einer eigenen Druckerey und einem Naturalien-Kabinette, gab den öffentlichen Lehrern viele Beweise fürstlichen Wohlwollens, und ertheilte unter andern dem Dichter Jacobi den Charakter als Hofrath. Bey diesem Anlaß erhielt er zugleich vom Landsherrn folgendes Schreiben:

Mein lieber Herr Hofrath!

„Durch die Ertheilung des Charakters als „Hofrath habe Ich Ihnen ein Merkmahl der vor„züglichen Achtung geben wollen, die Ich jeder„zeit für einen Mann gehegt habe, der unter „den berühmtesten Schriftstellern in unserer Li„teratur immer eine der ehrenvollsten Stellen „behauptet, und durch seine Verdienste als „öffentlicher Lehrer auf den Dank und die Er„kenntlichkeit des Staates den gerechtesten An„spruch zu machen hat."

„Besonders angenehm war es Mir daher, „aus Ihrem Schreiben vom 26. v. M. zu ver„nehmen, daß Ihnen dieser Beweis Meiner Zu„neigung Vergnügen gemacht hat, und daß Ich „dadurch den Mann, den ich schon lange inner„lich hochschätzte, auch öffentlich, auf eine ihm „angenehme Art zu ehren, Gelegenheit hatte."

„Es wird Mir auch in Zukunft jeder Anlaß

„erwünscht seyn, wo Ich die vorzügliche Achtung
„bethätigen kann, mit welcher Ich verharre

Des Herrn Hofraths

Wohlaffectionirter

Carlsruhe, den 17. Oct.
1807.

Carl Friederich.

So lebte Jacobi, geehrt von seinem Fürsten und geliebt von Allen, die ihn persönlich kannten. Wer nun glauben wollte, daß er nach dem Verluste seiner innigen Freunde den Rest seines Lebens einsam und verlassen zugebracht hätte, der würde sich sehr irren. Einsam, d. h. abgeneigt sich in großen und lärmenden Gesellschaften zu befinden, war der Dichter schon von Jugend auf. Am beßten fand er sich in der Stille mit seinen Musen und seinen Büchern, und gieng wenig aus. Daher nannte ihn auch der geistreiche Heinse, der Verfasser des Ardinghello, der treue Freund Gleims und der ganzen Jacobischen Familie, in seinen Briefen den Einsamen, ja sogar einmal den Stuben-Jacobi, im Gegensatze seines Bru-

ders des Philosophen, der sich mehr in der großen Welt gefiel. Alle Gesellschaften der beßten Häuser von Freyburg bemühten sich von jeher, den Dichter in ihrem Kreise zu haben. Er speiste nicht selten als Gast außer dem Hause, und es waren mehrere angesehene Familien, die ihm den Gebrauch ihrer Wagen und Pferde angeboten hatten, und ihn so oft abholen ließen, als es ihm gelegen war. Hievon machte er jedoch sparsamen Gebrauch, und sah lieber in seinem Hause jede Woche ein- oder zweymal einen ausgewählten Zirkel von Herren und Damen vom beßten Ton, die sich bey ihm versammelten, um einen angenehmen Abend in seiner geistreichen Gesellschaft zuzubringen. Die Unterhaltung bestuhnd nicht im Kartenspiel, sondern in einem sehr belebten Gespräch über interessante Gegenstände der Litteratur und Kunst. Es wäre zu wünschen gewesen, ein aufmerksamer junger Zuhörer hätte die vielen witzigen Einfälle, treffenden Urtheile, und pikanten Anekdoten aufgezeichnet, an denen der Dichter nach seiner Er-

fahrung und vielseitigen Lebensweisheit ganz unerschöpflich war, so bald sein Geist durch äußere Anregungen sich elektrisirt befand.

Der feyerlichste Tag in Jacobi's Familie war der Georgentag, an welchem sein Namensfest, nach der Sitte des Landes, feyerlich begangen ward. Jeder, der nur den edeln Dichter kannte, und mit ihm in freundschaftlichem Verhältnisse stand, machte ihm am Morgen einen Besuch. Die angesehensten Männer und Frauenzimmer brachten ihre Wünsche mündlich und schriftlich mit Gedichten, Kupferstichen, Zeichnungen, Büchern, Blumen, seltenen Gewächsen, die er sehr liebte, einige auch mit niedlichen Gefässen von Krystall und Porzelan, je nachdem man glaubte, daß ein Andenken dem Dichter als Symbol des Wohlwollens werth und angenehm seyn könnte. Es war ein Wettstreit der Hochachtung, Freundschaft und Zuneigung gegen den allgemein verehrten Mann, dessen Herz diese Merkmale der Liebe und treuen Anhänglichkeit innigst rührten; es war ohnehin so

geneigt, sich in Dankbarkeit zu ergießen. In dem beliebten Morgenblatte wurden zuweilen von seinen Freunden Beschreibungen eines solchen Hausfestes eingerückt. Und doch gab es Leute, die in die Welt hinausschrieben, als wenn Jacobi in der Stadt mißkannt, verlassen und ungefeyert sein Leben zugebracht habe. Dieß beklagte unter anderm ein reisendes sonst sehr schätzbares Frauenzimmer von zarter Empfindung, die sich auch als Schriftstellerin bekannt gemacht hat und sonst der Welt gern alles sagte, was sie gesehen, oder gesehen zu haben sich eingebildet hatte. Ich will sie aus Achtung hier nicht nennen. Bey Jacobi verlebte sie kaum einen Tag, und sagte in Beziehung auf den gern einsam lebenden Dichter wenig Günstiges von dem geselligen Leben der Stadt. Wer nun Freyburg nicht kannte, mußte auf ihr Zeugniß hin glauben, diese angenehme und gastfreye Stadt wäre von Halbwilden bewohnt gewesen, die den Werth des trefflichen Sängers nicht zu schätzen wußten. Doch sie wurde in öffentlichen

Schriften über den unfreundlichen Ausfall, wie billig, zurechtgewiesen. Dagegen aber waren andere Fremde gerechter und bescheidener. Man kann wohl behaupten, daß kein gelehrter oder auch sonst ausgezeichneter Mann nach Freyburg kam, der ihn nicht besuchte; ja diese Höflichkeit erwiesen aus persönlicher Achtung ihm oft Personen fürstlichen Ranges.

Kaum darf man es unter die Eigenschaften des Dichters rechnen, daß er nicht gern ausgieng, und sich am wenigsten zu Fuße Bewegung auf dem freyen Felde und in der offenen Natur machte. Der Bau seines Körpers war von Natur schwächlich, und begünstigte seine Liebe zur Einsamkeit; so oft er auf einen großen und offenen Raum kam, von dem sich weite Aussichten hindehnten, ergriff ihn ein Schwindel, alles drehte sich um ihn her; vermuthlich rührte dieß von einer Nervenschwäche her. Man findet in der Lebensbeschreibung des berühmten russischen Leibarztes Weikard, daß auch er dem nämlichen Uebel bey offenen Umgebungen unterworfen war;

ein Zufall, den er der Schwäche seiner Nerven zuschrieb. Wir überlassen die Sache den Physiologen zu erklären. Nur dann ergriff auf dem freyen Felde der Schwindel den Dichter nicht, wenn der Standpunkt seiner Fernsicht mit Mauern oder hohen Hecken auf einer und der andern Seite gesperrt war; da hatte er gleichsam einen Sicherheits- und Anlehnungspunkt, auf dem er nach genommener Uebersicht eines unermeßlichen Raumes sogleich seine Augen wieder beschränken und ausruhen lassen konnte. Am liebsten gieng er in Gärten spatzieren, wo die Gänge mit Rebgeländern, Spalieren oder Pyramiden-Bäumen eingefaßt waren, oder auch in Hohlwegen, die ihm zugleich einen Schutz gegen streichende Winde gewährten.

Wandelte ihn etwa die Lust an, sein Zimmer zu verlassen, um sich zu zerstreuen, dann gieng er durch die Stadt in Gesellschaft seines Sohnes, mit dem er, wie er sich ausdrückte, Entdeckungsreisen machte. Dann zog ihn auch alles kindlich an, was er erblickte; ein neuer Schild an

einem Hause, ein angekleckte Gemählde, eine Inschrift konnte ihn fest halten, bis er alles genau beschaut hatte. Oft hatte sein Sohn Mühe ihn von solchen Gegenständen wegzubringen, und es gelang selten eher, als bis seine Schaubegierde zur Genüge befriediget war; denn alles Ungewöhnliche sprach die Phantasie des gutmüthigen Dichters an, die ihm eine Menge verwandte Ideen vorgruppirte, oder ihm Stoff zu fragen gab. Zuweilen gieng er bey bekannten Bürgern in Kaufläden, ward sehr gesprächig, und that mitunter sonderbare Fragen über gewisse Gegenstände des Handels und ihre Verfertigung, die oft deutlich verriethen, daß das Reich des Dichters nicht von dieser Welt sey. Aber die anspruchlose Würde und der bescheidene Anstand, mit welchem er alles sagte und that, bewirkten, daß er überall freundliche Antworten erhielt, wenn gleich hintenach das Sonderbare der Fragen auffiel.

Geschah es zufällig, daß er einem ausländischen Bilderhändler begegnete, so wenig auch

Sehenswerthes sein Kram versprechen mochte, so konnte man doch sicher seyn, daß er eine Unterredung mit ihm anknüpfen würde; denn das bunte Zeug, was zur Schau kam, belustigte ihn ungemein; vornämlich aber freute er sich, die Sprache jenseits der Alpen, die er ausnehmend liebte, mit dem Manne sprechen zu können. Sah er eine Obstverkäuferin am Platze, die schöne Aepfel, Birnen, oder sonst etwas Auffallendes hatte, wie es die Jahrszeit mit sich brachte, so stellte er sich ohne Bedenken als Käufer dar, um seiner Gattin oder den Gespielen seines Sohnes etwas in der Tasche nach Hause mitzubringen; dabey war er besonders vergnügt. Schon die Glückseligkeit des Erwerbes durch Einkauf war bey ihm nichts kleines; denn kam jene des Austheilens hinzu, und dabey noch der Anblick der Freude, den seine Gaben verursachten.

So wie unter den Schülern des Sokrates, eben so wurden oft unter den jüngern Freunden Jacobi's Fragen über die Geisteseigenschaften ihres Meisters aufgeworfen. Ich erinnere mich

wohl, daß einmal zwischen ihnen das Problem sich erhob, wie doch der einsame Dichter, schon von Jugend auf abhold der anstrengenden Bewegung und dieselbe auch noch jetzt nicht gerne zu Fuße unternehmend in Felder, in Wiesen und Waldungen, dennoch so unnachahmlich schön die mannigfaltigsten Gegenstände der freyen Natur schildern konnte. Ich weiß nicht mehr, wie die Frage aufgelöst ward; allein ich will es versuchen, dieselbe nach meiner Ansicht aufzuklären. Schon machte Moses Mendelssohn der israelitische Weise in seinen Briefen über die Empfindungen die treffende Bemerkung, daß je deutlicher die aus vielen Merkmalen zusammengesetzten Begriffe von einem Gegenstand sich entwickelten, desto mehr schwächte sich das innere Gefühl. Denn in der That, entfernten Gegenständen leiht die Einbildungskraft viele Eigenschaften, die vielleicht nicht in denselben sind, die jedoch eben wegen ihrer Dunkelheit das innere Gefühl desto mehr in Anspruch nehmen. Werden aber diese Gegenstände hierauf in der Nähe

untersucht, so gewinnt der prüfende Verstand als höhere Seelenkraft die Oberhand über das niedere Empfindungsvermögen, und lähmt der Phantasie ihre Zauberkräfte.

Dieß mag nun der Grund seyn, warum Dichter meistens sich glücklicher finden, als kalt prüfende Menschen. Alles sehen jene mit andern Augen an, und — wie sich ein Engländer ausdrückte — sie beköstigen ihren innern Geist mit ihren selbst geschaffenen Bildern. So etwas wiederfuhr ohne Zweifel auch unserm Jacobi. Die meisten Naturerscheinungen sah er in der Ferne oft nur flüchtig und oberflächlich; das übrige mahlte ihm seine Phantasie aus, jene geheime Künstlerin der innern Welt, die er in seinem Herzen eingeschlossen mit sich trug.

Regelmäßig in den Herbstferien pflegte der Dichter gern eine Reise auf das Land mit seiner Familie zu machen; doch mußte der Wagen, um dem Schwindel vorzubeugen, wenigstens rechts und links beschlossen seyn, wenn er auch vorn offen blieb. So lange noch Schlosser und

Zink in Emmendingen lebten, gieng seine periodische Wanderung zu diesen. Nach ihrem Ableben gieng die Reise nach Heitersheim einige Stunden westwärts von Freyburg, der Residenz des Reichsfürsten und Johanniter-Obrist Meisters, dem die in Deutschland wohnenden Malthefer Ordens-Ritter untergeordnet waren. Dort wohnte damals ein Mann, dessen sehr geschäftvolles Leben sich durch den stillen Umgang mit den Musen, mit den weisen Männern einer vergangenen Vorwelt, und durch den Genuß der schönen Natur und der holden Gartenkunst erheiterte. Er suchte Jacobi den Verlust seiner Freunde wo nicht zu ersetzen — denn das war unmöglich — aber doch das von einem so empfindlichen Verlust unzertrennliche Nachgefühl zu mildern. Mit treuer Anhänglichkeit öffnete er dem alten Dichter zuvorkommend Haus und Gärten.

Die Ankunft fiel meistens in die ersten Wochen des Octobers, ein Zeitpunkt, in welchem die Natur, begünstigt von einem milden Klima,

alle ihre Erzeugnisse in großer Mannigfaltigkeit und in voller Reife zur Schau stellte. Hier mag nun auch der beßte Anlaß seyn, die Lebensweise des kindlich gesinnten Dichters auf dem Lande, gesöndert von allen Unterbrechungen durch Sorgen und zufällige Störungen, zu beschreiben. Vor allem war man bemühet, die Zimmer, die seiner Familie zur Bewohnung angewiesen wurden, ganz nach seinem Geschmacke und seiner Gemächlichkeit einzurichten, so daß er, so wenig als möglich, die Uebersetzung von dem Heerde seiner städtischen Hausgötter bemerken möchte; denn in der That, es kostete ihn doch einige Mühe, sich aus seinen gewöhnten Umgebungen herauszufinden. Kleine Eigenheiten hatte er, denen man nachgeben, oder die man mit möglichster Schonung hintergehen mußte.

So verweilte er z. B. gern lange im Bette, und verträumte die schönsten Morgenstunden. Seinen Freunden lag aber daran, jede Minute in seinem angenehmen Umgange zu genießen. Man spielte ihm also, wenn er anders des Nachts

ruhig geschlafen hatte, mit Vorwissen seiner Gattin, die gerne frühe aufstand, die kleine List, daß man die Hausuhren vorwärts oder rückwärts richtete, je nachdem es die Absicht erforderte, ihn eher oder später zum Frühstücke, zum Mittagessen oder zum Spaziergange zu bringen. Er frühstückte gern um 9 Uhr, man richtete aber die Uhr um eine halbe Stunde früher; das bewog ihn dann früher aufzustehen, und so ward ein Theilchen der Zeit für seine Freunde gewonnen.

Seinem Zimmer gegenüber lag ein heiterer Saal mit einem offenen welschen Kamine, dieser ward in den kühlen Herbstmorgen angezündet; man nannte ihn den *sacer Focus*, den heiligen Heerd, um welchen die Familie versammelt ihn erwartete. Gerade über dem Gesimse dieses Kamins stand in der Mitte eine kleine Minerva die Lanze in der Hand, rechts ein Merkur, links ein Mars, Bilder von altem Bronze, die ein Freund dem Hausherrn aus Sizilien, wo sie waren ausgegraben worden, zum Geschenk mitgebracht hatte. Vor diesem *sacer Focus*, den Pe-

naten geweiht, ward ein Teppich ausgebreitet, und der Tisch mit dem Frühstücke hingesetzt. Dort trank der Dichter mit aller Gemächlichkeit seinen Kaffee. Der Anblick der Minerva, welcher man eine kleine Libation von Milch, auf gut heidnische Weise mit einem Spruche begleitet, in das Feuer goß, begeisterte ihn zur Freude. Nun spannen sich litterarische Unterhandlungen an. Alte und neue Bücher, Kupferstiche, Landkarten wurden aus der Bibliothek herbey gebracht, und da ward dann mancher problematische Artikel vorgelegt und berichtiget. Während dem die Frauen arbeiteten, die Männer sprachen, war Jacobi's junger Sohn mit den Kindern des Hauses auf dem Teppiche vor dem lodernden Feuer gelagert, und so unterhielten sie sich nun auf ihre eigene Weise entweder mit Beschauung naturhistorischer Abbildungen, oder mit Spielen, oder sie brieten sich auf den heißen Kohlen Aepfel und Birnen, bis endlich Lebhaftigkeit und Ungeduld das junge Volk in den Garten trieb. Nie vor 11 Uhr zog sich der Dichter an; bis da-

hin blieb er im Schlafrocke, ein eigenes grün ledernes Käppchen auf dem Haupte, der Form nach jenem ähnlich, das man an dem alten Dichter Petrarka in Kupferstichen zu sehen gewohnt ist. Das Anziehen war für ihn eine besondere Arbeit; es dauerte wohl eine gute Stunde, eh' er wieder außerhalb seines Zimmers erschien. Denn da mußte erst alles nach seiner gewöhnlichen Pünktlichkeit und Reinlichkeit, die Schlafmütze mit eingeschlossen, in bestimmte Falten gelegt, alles Abgelegte versorgt, und jedem Stücke sein Ort angewiesen werden. Dieß verrichtete er alles selbst, niemand durfte ihm hülfreiche Hand leisten. Gattin und Freunde mußten ihn also antreiben; dann um 12 Uhr gieng man erst eine Stunde lang im Garten spazieren; wenn man ihn aber nicht trieb, so kam er gewiß eine halbe Stunde zu spät.

In dem Garten, der in einem gedehnten Raume am Hause gelegen war, und der auf verschiedenen Terrassen wohl alles zusammenfaßte, was die Flora und Pomona darbieten konnte,

waren eigene Lieblingsplätze für den Dichter zugerüstet. So fand sich auf einer Anhöhe unter einer Karolinischen Pappel ein durch Kunst zusammengesetzter Fels von Tuffstein, in welchem ein Sitz mit Moos bedeckt für ihn angebracht ward. In die Höhlungen des Felsen wurden Lorbeerbäume und Myrthensträuche eingepflanzt, die ihre Aeste von oben herab auf sein Haupt senkten. Auch verbreiteten da weißer und gelber Jasmin ihre wohlriechenden Düfte; die Blumen der seltensten Geranien, in den Boden eingesenkt, glühten aus dem Dunkel des Laubes; auch schlang sich der eigentliche Kissos der Griechen, der dem Freudengeber Bachus gewiedmete Epheu, an dem weißen säulenförmigen Stamm eines schön gewölbten Nußbaumes hinauf. In der Nähe standen einige schlanke lombardische Pappelbäume, und an diesen zogen sich Weinreben in die Höhe, deren gelbe oder purpurne Früchte herab hiengen, oder aber, wie in Italien in Gehängen von einem Stamme zum andern geleitet sich im Luftstrohme wiegten.

Wenn Jacobi einige Gänge durch den Garten im vollen Sonnenscheine gemacht hatte, pflegte er auf diesem Felsensitze seiner Ruhe. Dort hatte er zur linken Hand eine bemooste Ara, d. i. einen kleinen von kunstlos auf einander gelegten Felsenstücken gebildeten Altar, der unter einem wilden Oehlbaume, oder dem wohlriechenden orientalischen *Elocagnus* mit weißen filzigen Blättern, sich einige Schuhe über den Boden hob. Auf diese Ara legte der Dichter sein Buch oder seine Schreibtafel, schaute von da aus über ein sichtbares Segment des fernen Rheines nach den Voghesischen Gebirgen, überließ sich seinen Phantasieen ungestört, und las oder zeichnete etwas in seine mitgebrachten Papiere auf. Das Vergnügen, welches er an diesem Sitze fand, und die Träumereyen, in die er sich dort gerne einwiegte, gaben den Gliedern der Familie den Anlaß, daß sie den Ort den Poetenwinkel nannten. Dorthin brachten ihm die Kinder in Körbchen alle Arten von Blumen, dann Pfirsiche, Feigen, Man=

deln, Trauben, und was ihn von Gartenfrüchten freuen konnte. Was er nicht gleich aß, ward ihm auf sein Zimmer getragen. An diesem Orte aber gefiel er sich so wohl, daß man oft eine sanfte Gewalt anwenden mußte, um ihn aus den Höhen seiner Phantasie herabzuziehen, und zur Mittagstafel zu führen.

An der Tafel war Jacobi äußerst mäßig; alles war von ihm abgewogen, doch ließ er sich unter der Lebhaftigkeit des Gespräches, gleichwohl nur selten, verleiten, einen Freudenbecher mehr zu leeren. Darin ganz ungleich seinem Freunde Gleim, den er als den undurstigsten aller Poeten bezeichnete, weil er nichts als Wasser getrunken hätte. Jacobi ließ sich aber nur dann bewegen, etwas mehr als gewöhnlich zu trinken, wenn die jungen Töchter des Hauses von der Tafel aufsprangen, sich an das Klavier setzten, und seine eigenen Lieder, der Freude und Geselligkeit gewidmet, absangen. Dann ward der alte Dichter neu belebt; dann flossen auch witzige Einfälle, Anekdoten, Berichte

von gemachten Erfahrungen, und eine reiche Charakteristik von Personen, mit denen er in früheren Zeiten Umgang gehabt hatte, von seinen Lippen.

Ein Theil des Nachmittags ward in Ruhe oder mit Lektüre im Zimmer zugebracht; aber so bald die Sonne sich neigte, um bald hinter den Voghesen zu verschwinden, da gieng es wieder in den Garten. Er wandelte unter den mit Obstpyramiden besetzten Bäumgängen nachsinnend auf und ab, blieb oft stehen, und schaute nach der Sonne, bis sie mit dem letzten Strahle hinter dem Gebirge sank. Hierauf zog man wieder an den Theetisch vor dem lodernden Kamin; da wurden zuweilen von ihm seine neuesten Gedichte vorgelesen, und beurtheilt; die Zeit entfloh, bis die Glocke zum Nachtmahle rief. Aber diese Sitzungen am Abendmahle wurden nicht selten über die Gebühr verlängert. Oft geschah es, daß die Frauen und Kinder schon längst verschwunden waren, und daß der ländliche Nachtwächter mit heiserer Stimme — die Glocke

hat zwölf geschlagen — ausrief, und noch immer saßen die Freunde unter traulichen Gesprächen am Tische. Ueberhaupt gieng der Dichter gern sehr spät zu Bette, und meinte, was auch einige Physiologen geäußert haben: „Der Mensch „lebe nur dann eigentlich, so lang' er wache." Gewiß sind die Nachtstunden den Musen und ihren Günstlingen hold. Sie entzünden die Phantasie, erregen bey der Stille der Nacht die Ideen und diese folgen sodann gedrängter aufeinander. Auch sollen unserm Schiller die beßten Gesänge und Schauspiele bey nächtlicher Stille aus der begeisterten Seele geflossen seyn.

Wenn Jacobi's Geist auf einen ihm bisher unbekannten Gegenstand stieß, so ergriff er ihn mit dem lebhaftesten Antheil; seine Phantasie ward mächtig aufgeweckt, und sogleich both sie ihm Bilder, Aehnlichkeiten, und mythologische Erinnerungen in großer Fülle dar. Auf einem freyen Balkon des Hauses, von welchem man eine schöne Aussicht über den Garten hatte, sonst

auch eingerichtet um Früchte an der Sonne zu dörren, sah Jacobi von ungefähr eine beträchtliche Anzahl schwarzer geflügelter Thiere sich auf einem Brette in abgemessenen Kreisen herumtreiben. Er berief seinen Freund, und dieser erklärte ihm: Es wären männliche Ameisen, die bekanntlich geflügelt sind, und dort vielleicht an zurückgebliebenen Süßigkeiten Nahrung suchten. Die für ihn neue auffallende Erscheinung belustigte ihn außerordentlich; er spürte bald die Höhle in der Mauer aus, von woher die schwarzen Legionen der kleinen Ungethüme auszogen, und seither konnte er da oft eine halbe Stunde dem lebhaften Umtriebe zuschauen. Bald bot sich seinem Gedächtniße die mythologische Geschichte der Myrmidonen dar, nach welcher eine Kolonie Ameisen auf der griechischen Insel Aegina von den Göttern in Menschen verwandelt worden, um das durch Pest verödete Eiland zu bevölkern; ihre Nachkommen zogen, so sagt die Fabel, unter Anführung des Achilles zur Belagerung von Troja. Sogleich wurden

Ovids *) Verwandlungen als Urkunde dieser Metamorphose nachgeschlagen, vorgelesen, und von Jacobi erläutert; sogar mußte Homers Iliade herbey, um die Thaten der tapfern Myrmidonen und ihres unbesiegbaren Feldherrn näher kennen zu lernen. So lange Jacobi da war, wurden die kleinen Myrmidonen täglich gemustert; seine Phantasie entdeckte sogar Wettkämpfe und Wettrennen, wie sie die Griechen um das Grab des Patroklos gehalten. Zuweilen hielt er vor dem Schlafengehen bey Licht oder Mondschein noch über sie eine kurze Heerschau, und beym Vorbeygehen am Zimmer seines Freundes, rief er: „Noch immer hören die Myrmidonen nicht auf, ihre Kriegsübungen zu machen."

Nie wollte der Dichter über 8 Tage auf dem Lande bleiben; da waren alle Bitten vergebens. Ein Geist der Unruhe faßte ihn, und trieb ihn wieder zu seinen stillen Penaten in die Stadt; man mußte ihn im Frieden ziehen lassen. Aber

*) Ovid. Metaph. L. 7. V. 622. seqq.

aus dem ländlichen Aufenthalte brachte er immer neu erfrischtes Leben und Phantasieen mit sich nach Hause, die er zuweilen in Aufsätze ergoß *). Zuletzt entrückten auch diesem ländlichen Freund die Umwälzungen der Zeit auf immer jenen angenehmen Aufenthalt, den Jacobi's Muse verherrlicht hatte.

Es bedurfte vieles Ueberreden, daß Jacobi noch einige Zeit vor seinem Ende sich entschloß, die Sammlung seiner Werke in einer neuen Ausgabe der litterarischen Welt mitzutheilen. Dazu hatte ihn schon der ältere Stollberg in einem Schreiben aus Windeburg in Schleßwig vom 23. Juny 1805 aufgefordert. In demselben sagt er: „Es ist mein beständiger sehr lebhafter „Wunsch, daß von Ihren für mich einen unbeschreiblichen Reiz habenden Gedichten eine „Sammlung erscheinen möge. Es ist unmöglich

*) Siehe seinen Aufsatz über englische Gärten, Iris 1807 S. 121; sodann in dem Briefe an Pfeffel über den Poeten-Winkel, Jac. Werke VI. Bd. S. 116.

„sie zu bekommen, und so viele Mühe ich mir „auch darum gegeben habe, so bin ich doch „überzeugt, daß mir viele ihrer allerliebsten Lie„der mangeln. Um Gotteswillen, daß nur keine „fremde Hand daran rühre. Dieser zarte Blü„thenstaub erduldet keine Antastung, durch jede „gewährte Verbesserung würden sie nur verlie„ren. Nur Sie selbst, und doch o! mit wel„cher keuschen Vorsicht. Vor allem möchte ich „Ihrer in Wahrheit viel zu weit gehenden Be„scheidenheit zurufen: Ne cui, quam tibi credas."

Mit den Wünschen des edeln Stollbergs vereinigten seine Freyburger Freunde die ihrigen, und endlich entschloß sich der Dichter, denselben Folge zu leisten; so machte er sich an die Arbeit, und der erste Band erschien zu Zürich im Jahre 1807. Vor der Hand berief der Dichter einen kritischen Areopag einsichtiger Männer, unter denen auch etliche seiner gebildetsten Schüler, die einst in seinem Hörsaale saßen, sich befanden. Die Ausgabe sollte alles das umfassen, was dieses kritische Gericht der Erhaltung wür-

dig fände. Mit welcher Umsicht und Gewissenhaftigkeit er diese Unternehmung leitete, davon giebt er uns selbst in seinen Vorreden zum ersten, zweyten und dritten Bande Rechenschaft. Er war entschlossen, alle seine jugendlichen Arbeiten als zu leichte Spiele seiner Muse zu verwerfen. Allein die Glieder des Areopags setzten sich dagegen; denn sie fanden es angemessener, daß mehrere auserwählte Lieder auch seiner Jünglingsjahre als Urkunden der stufenweisen Bildung seines Geistes aufgehoben würden. Und so wurden dann viele, die der Sinn des Dichters schon verurtheilt hatte, gerettet. Groß und mannigfaltig waren bey dieser Sichtung die Aufopferungen, groß die Verläugnung der Selbstliebe; denn der Stoff, der in der ersten Ausgabe zwey Bände einnahm, ward jetzt auf einen Band zurückgebracht. Die Veränderungen, die der Dichter etwa an der poetischen Sprache, oder an der Harmonie der Verse vornahm, überließen die kritischen Freunde

ganz seinem Belieben, eingedenk der Stollbergischen Mahnung.

In der That hat wohl noch nie ein Sterblicher ein strengeres Gericht über seine Geisteserzeugnisse gehalten. Hier mag der Ort seyn, wo über die Klassifikation seiner Gedichte am füglichsten gesprochen werden kann. Sie können bestimmt unter zwey Abtheilungen gebracht werden. Die erste begreift die Gesänge seiner Jugendjahre, die zweyte jene, da der Dichter bereits zum vollendeten Manne gereift, und sein Geist durch vielseitigen Umgang, durch Erfahrung und Lebensphilosophie und fleißiges Studium seiner Kunst geläutert war.

Ueber die erste Epoche machte man dem Dichter den Vorwurf der sogenannten Grazie des Kleinen, weil er, genährt durch den Geist des Anakreon und durch die Lesung von französischen erotischen Dichtern, sich immer unter Liebesgöttern in den Hainen von Paphos und Amathunt herumdrehte, mit Gleim, der die nämliche Manier befolgte, umgieng, auch

ihn Wieland, der Geschichtschreiber der Grazien, ganz gebildet in der griechischen Schule, früher zu jenen sanften Liedern und Dichtungen aufmunterte, die so manche unverdorbene Seelen rührten, und in dem Kreise so vieler liebenswürdigen reingesinnten Frauenzimmer unter Gesang und Musik gefeyert wurden. Daß der Geschmack des Schönen, und die Empfindung des Sittlichen dadurch befördert worden, wird niemand in Abrede stellen. Daß man aber damals in Jacobi den Nachahmer der leichten französischen Grazie ahnen wollte, daran mag wohl Gleim selbst Schuld gewesen seyn, der in seinen erschienenen Briefen seinen jungen Freund gar oft mit Gresset und Chaulieu verglich, ohne zu bedenken, daß er dessen Original-Genie dadurch eine wesentliche Beeinträchtigung zufügte.

Sey es nun, wie es wolle, in der Folge änderte sich freylich der Geschmack an Dichtungen dieser Art. Hatten doch auch die ältern beliebten Dichtungen gleiches Schicksal. Hier will ich

nur an die von Bodner besungene Patriarchalwelt, an Geßners Idyllenwelt, ja an das unsterbliche Epos des größten unserer Dichter, an die Messiade Klopstoks erinnern. — Leider wollen auch diese Meisterwerke seit geraumer Zeit keine Bewunderung mehr erregen, im Gegentheil sie werden von Vielen mit Kaltsinn bey Seite gelegt. Sind sie deßwegen minder vortrefflich? — Zum Glücke hat sich wenigstens noch die Vorliebe zur griechischen Kunst in den Werken der Bildnerey erhalten, und wir betrachten noch mit Entzücken den nämlichen Amor, die nämlichen Grazien, die nämlichen Göttinnen und Nymphen auf Kameen und Gefässen, die Jacobi in seinen ältern Dichtungen so schön durch das lebendige Wort einer bezaubernden Sprache früher uns versinnlicht hatte.

Ein scharfsinniger Mann, mit dem ich einmal über die Abgunst sprach, die eine spätere Nachkommenschaft gegen die Jugendgesänge Jacobi's zeigt, gab mir noch einen andern Grund an, über-

den ich zu entscheiden für mich nicht wage. Er sagte: „Allerdings haben sich Zeiten und Ge„schmack geändert; unsere jungen Leute gefallen „sich nicht mehr in den dichterischen sanften Her„zensergießungen, die uns ehedem in eine „idealische Welt versetzten; sie betrachten die „Liebe als einen süßen und flüchtigen Wahnsinn, „dessen Bilder wie leichte Nebel sich in Abgründe „senken, dann aber nach dem Verschwinden „eine öde Wüste und eine Welt voll Mühselig„keiten erscheinen lassen mit Kummer erwecken„den Trauerbildern, bey deren Anblick der Rest „unsers Lebens sich trostlos aufzehrt. Wir „finden also keinen Beruf, die Sänger der Liebe, „die diesen Wahn befördern und unterhalten, „zu empfehlen. Selbst dem weiblichen Ge„schlechte werden sie schädlich, weil dasselbe an „ewig gepriesene und besungene Eigenschaften, „welche die Natur ihm nur selten verleiht und „schnell hinschwinden läßt, am Ende ernstlich zu „glauben anfängt, und sich als den Mittelpunkt „des irdischen Glückes ansieht; dann aber, wenn

„der benebelnde Weihrauch verfliegt, zum Be-
„wußtseyn seiner angebornen Schwäche erwacht,
„und nur mit Mühe zur Theilnahme an den
„Drangsalen des Lebens bewogen werden kann.
„Nur wer der Natur treu bleibt, und das un-
„vermeidliche Loos, wie es fällt, mit Stand-
„haftigkeit aufnimmt, und sich durch keine Täu-
„schungen bezaubern läßt, nur der kann Anspruch
„auf Glück und innern Frieden machen. Täu-
„schungen aber, die man so oft in den zur
„Weichlichkeit stimmenden Dichtungen antrifft,
„sind Lügen, die zwar gern bey öftern Wiederho-
„lungen geglaubt, am Ende aber sehr empfindlich
„und theuer gebüßt werden müssen."

So sprachen besonnene junge Leute. Ich lasse ihre kalten Vernunftschlüsse dahin gestellt seyn, wie auch die Beobachtungen, die sie machten, daß die meisten ihrer jungen Lebensgenossen, die gelockt durch Zauberformen der Dichter in ihrem süßen Wahnsinne Verbindungen schloßen, unglücklich geworden seyen. Aber gewiß ist es auf der andern Seite, daß in den

letzten Dekaden des verflossenen, und in den jüngsten des laufenden Jahrhunderts die Aufmerksamkeit der Welt näher auf Streite über Politik und auf Waffengetümmel gelenkt ward; es bedurfte der Weckung großer Leidenschaften zu Kämpfen, welche für Freyheit, Heerd und Altar geführt wurden; die sanftern Empfindungen mußten zurücktreten; die griechisch-idealische Welt der Dichter verschwand, man schöpfte das Hochgefühl des Muthes nicht aus den Sängern der Liebe, die das Herz nur weich machten, wohl aber stählte man es an den unsterblichen Schriften des Plutarch's, des Xenophon, des Thucydides und der erhabenen griechischen Tragiker, welche die männliche Kraft zur Vaterlandsliebe und Selbstaufopferung entflammten. So war der Gang des menschlichen Geistes! Daher wird man mit dem holden Frieden doch auch wohl zu sanftern Gefühlen zurückkehren.

Die zweyte Epoche von Jacobi's Dichtungen berechnet sich von der Zeit, da er ohngefähr 35 Jahre alt war, also vom Jahre 1775

bis an sein Lebensende. Sie faßt einen mannigfaltigen Reichthum seiner Muse, und doch verwarf er auch gegen den Einspruch seiner Freunde über 50 Stücke, die ein so hartes Urtheil vielleicht nicht verdient hätten. In diesem Zeitraum, besonders nach seiner Uebersiedelung in die Stadt Freyburg fallen so viele Lieder und prosaische Aufsätze, die einen moralischen eignen Zweck haben, so viele Episteln und Gelegenheits-Gedichte überfließend von sanfter und heiterer Lebensweisheit. Sie werden die Prüfung aller Jahrhunderte bestehen, wofern anders unsern Nachkommen Reinheit, Ungezwungenheit und Harmonie der Sprache, Zartheit der Empfindungen und Bilder, und Wahrheit in den originellen Ansichten der menschlichen Dinge noch theuer bleiben. Unter allen Dichtungsarten sind vielleicht Gelegenheitsgedichte, wenn sie nicht in das Gemeine und Alltägliche herabsinken, die schwerste Aufgabe; aber Jacobi wußte einen solchen Reiz der Neuheit durch Herbeyführung von Nebenideen und großen Gedanken hineinzulegen,

daß jeder die seinigen mit Vergnügen lesen wird *).

Aber alle diese so gefeilten Arbeiten fanden doch auch Tadler. Denn gleichwie im Reiche des Geistes bey den Deutschen nichts stille stehen kann, sondern durch einen eigenen Gährungsprozeß der Ideen sich oft ein schmählicher Geist des Unsinns entwickelt, so entstand auch unter unsern Augen eine romantisch=mystisch=poetische Schule, die sich über alle Gesetze des Geschmacks, der Sprache und der natürlichsten Ideenreihen hinwegsetzte. In ihrer Wahnbegeisterung nannte dieselbe z. B. ein schönes künstliches Gebäude durch eine ungeheure Hyperbel eine gefrorne Musik ꝛc. Den Jüngern dieser Schule, so wie jenen, die ihnen nachbeteten, müssen wohl Jacobi's Dichtungen viel zu nüchtern erscheinen. Sie schöpften aus den trüben Oehlgefäßen des Mittelalters ihre geweihten Salben, um

---

*) Siehe darüber seine Erklärung in der Iris v. Jahr 1806 S. 252.

damit die Phantome ihrer verrückten Einbildung zu heiligen; und so erlebten wir in den Gesängen von einem Dichter, der früher allerdings Beweise von hohen Talenten gegeben hatte, sogar zu lesen:

Wir sind die Glöcknere der romantischen Minne,
Und preisen die Himmels-Königinne.

An diese schlossen sich die Männer mit dem spanischen Sonetten-Geklingel, die Glöckchen an die verschränkten Schneiderbeine ihrer Verse hiengen, und unsere Ohren damit betäubten. Von vielen Mitgliedern dieser beyden Gilden wurden Jacobi's Gesänge kalt und vornehm bespöttelt; der Mann des Friedens antwortete auf keine Beleidigung: doch einige seiner Freunde ergriffen die Feder, und wiesen die neuen Herren in die Schranken der Achtung, die man dem Genius des guten Geschmacks, den Musen und ihrem Priester, einem deutschen Klassiker schuldig ist, etwas derb zurück.

Doch ich habe ja keine Rezensionen zu schrei-

ben, sondern nur das anzuführen, was mir von der Geschichte der Jacobischen Werke wissenswürdig schien. Wenn nun auf einer Seite Romantiker und Mystiker Unfug trieben, so war auf einer andern die Erscheinung nicht minder befremdend, daß einige Protestanten strengerer Observanz Jacobi's Lieder vom Feste aller Seelen *) und auf den Aschermittwoch **) gegen das System ihres Kirchenglaubens anstoßend und nicht orthodox fanden, und wo nicht öffentlich, doch geheim darüber lärmten. Und doch ist auch nicht eine Spur von kirchlichen Dogmen darin, sondern nur fromme

*) Siehe Jac. Werke V. Bd. S. 3.

**) Siehe Jac. Werke III. Bd. S. 95. Vermuthlich stießen sich die Herren an dem Feste der römisch katholischen Christen, das am Ende des Novembers zum Andenken der Verstorbenen durch Predigten, Gebete und fromme Wünsche gefeyert wird. Freunde besuchen und bekränzen dann mit Blumen die Gräber ihrer Voreltern, Verwandten, Geschwistrigen und Kinder; da fließt dann manche Thräne der

Betrachtungen über die Hinfälligkeit des menschlichen Lebens und Wünsche für die Ruhe derer, die die Welt verlassen haben. Nie, wie ich schon sagte, ward der alte Dichter seinem Kirchenglauben, nie seiner Moral, noch weniger seinem Geschmacke untreu. Bey diesem Anlaß kann ich einen Gedanken nicht unterdrücken, der mir schon oft vorschwebte. Wenn es in der Welt Menschen giebt, die da glauben, sie seyen in ihren Meinungen unfehlbar, so giebt es auch Andere, die ihnen widersprechen, und auf der Gegenseite behaupten, sie könnten in ihren eignen Meinungen nicht irren. Was ist nun der Unterschied zwischen beyden? Die

---

Liebe zur Ehre des menschlichen Herzens. Warum aber die Herren sich nicht bey Jacobi's Lied die Auferstehung, das die nämliche Tendenz hat, und in seinen Werken Bd. II. S. 176 vorkömmt, rührten, ist mir nicht erkennbar. — Nachrichten zufolge soll jetzt auch ein Fest zum Andenken gestorbener Krieger in Berlin jährlich gefeyert werden.

Wahrheit liegt wohl in der Mitte: Gott allein kennt sie.

Jacobi erlebte noch die neue Zürcherausgabe seiner Werke, aber in der Zwischenzeit auch einen Unfall, der dem frommen Greise das Herz brach. Er hatte seinen einzigen Sohn Fritz von Kindheit an sorgfältig erzogen, und in dem Tempel der Wissenschaften zur ächten Humanität eingeweiht. Er wuchs auf zu einem Jünglinge von hervorstechenden Talenten, durch den Homer, den Virgil und die großen Muster der Vorwelt gebildet und angeleitet von dem Geiste seines Vaters. Allein bey der Aussicht auf die schönsten Hoffnungen, die eine solche Blüthe versprach, starb er nach dem 17. Jahre seines Alters im Jahre 1811, wie es scheint, an den Folgen einer Erhitzung. Die Kunst der geübtesten Aerzte, geprüfter Freunde des Hauses, vermochte ihn nicht zu retten gegen die Schlüsse des unausweichlichen Schicksals, das ihn in eine bessere Welt forderte. Wer vermag den Zustand der trostlosen Eltern zu beschreiben?

Die bildenden Künste, wollten sie es versuchen, den Kummer sinnlich darzustellen, müßten hier das Haupt des greisen Vaters verhüllen, wie es jener Maler aus der griechischen Vorwelt that, der Agamemnons Angesicht in dem Augenblicke verhüllt darstellte, da seine schöne Tochter als Opfer der Diana durch den Dolch des Chalcas fiel.

Die Freunde des Dichters ließen es an nichts ermangeln, um den gebeugten Geist aufzurichten. Aber die Wunde des Herzens war zu tief. Bemühte er sich auch selbst, durch christliche Gelassenheit, Resignation und Standhaftigkeit den Kummer zu mildern, nie kehrte doch ganz wieder die alte Heiterkeit in sein Herz; zuweilen konnte er sich vergessen, aber nie ganz erholen. Einem Freunde, der auswärts war, klagte er in einem Schreiben sein Unglück, und sagte: „Ach, sie werden mich um hundert Jahre „älter finden!"

Doch die Vorsehung, für die es zuweilen nach Seneca's Aeußerung ein würdiges Schau=

spiel ist, einen tugendhaften Mann mit dem Unglücke ringen zu sehen *), hatte ihm noch vor dem Abschied aus diesem Leben eine zwiefache Erholung aufgespart. Im Sommer des Jahres 1812 besuchte ihn sein Bruder, Präsident der Akademie von München, begleitet von seinen beyden Schwestern, zu Freyburg. Diese Erscheinung goß wieder lindernden Trost in seine Brust. Ein Jahr später erlebte er noch, daß der Freyheitskrieg um die Rettung Deutschlands nach der gewonnenen Völkerschlacht bey Leipzig eine günstige Wendung bekam. Wie fröhlich empfieng er diese angenehme Nachricht! denn seine reine Vaterlandsliebe hatte immer den lebhaftesten Antheil an den Ereignissen der letzten Zeiten genommen, von deren Entwickelung er die Unabhängigkeit der Deutschen oder ihre Knechtschaft erwartete. Endlich genoß er noch der Freude, daß die drey großen Monarchen, die Sieger auf den

---

*) Dignum Deo spectaculum, videre bonum virum cum malâ fortunâ colluctantem! Senec.

Schlachtfeldern Sachsens, für einige Zeit am Ende des Jahres 1813 ihre Standquartiere zu Freyburg hielten, und unter diesen der König von Preußen, Neffe Königs Friederichs II., dessen Andenken als seines ehemaligen Landesherrn dem Dichter so unvergeßlich war. Zwar lag er bereits niedergedrückt von der Schwäche des Alters, und jenen Krankheiten, die dessen Gefährtinnen zu seyn pflegen. Gleich einem Feuer, dem Nahrung zugeschoben wird, loderte noch einmal sein Dichtergeist auf. Durch einen schönen Gesang feyerte er die freudenvolle Begebenheit und die Auspizien des anbrechenden neuen Jahres, an dem sich die Retter der Welt, die zwey Cäsaren und ein mächtiger König vereinigt fanden. Dieß war aber der letzte Schwanengesang des Dichters.

Unbegreiflich ist es, wie der geschwächte Dichter so nahe an den Pforten des Todes, gleich dem Orpheus, noch mit solcher Kraft und Besonnenheit sein Saitenspiel ertönen zu lassen vermochte. Ich füge diesen letzten Gesang am

Schlusse dieser Lebensbeschreibung bey, der damals in den Freyburger Blättern abgedruckt worden. Nicht für den Literator allein, sondern auch für den Psychologen bleibt er merkwürdig; denn er beweis't, wie kräftig der menschliche Geist siegend über körperliche Schwächen und Leiden auf den Fittigen der Phantasie noch in den letzten Augenblicken sich empor schwingen könne. Aber wo war je ein Dichter, der in einer solchen Lage, wie der sterbende Jacobi, mit einem solchen Reichthum poetischer Bilder, Wendungen und Ausdrücke, mit einer solchen Zierlichkeit, Zartheit und rhythmischer Anmuth der Sprache von der Welt Abschied nahm, und sein Volk mit einem prophetischen Geiste zu Hoffnungen besserer Zeiten aufmunterte, die er leider selbst nicht mehr erlebte, die aber von den drey großen Monarchen bald nach seinem Ableben zum Troste aller Nationen herbeygeführt wurden. Oder aber geschieht es zuweilen, daß fromme Dichter vor ihrem Ende noch einmal durch jene göttliche Inspiration ange-

feuert werden, von der ein alter römischer Sänger sagte:

Est Deus in nobis, agitante calescimus illo!

Das Lied gab er am Vorabend des 1. Jenners in die Druckerey ab. Als er damit fertig war, sagte er: Ich werde wohl das neue Jahr, dem ich entgegen sang, nicht mehr sehen. Seine Gattin belehrte ihn, es seye nicht so ferne, und er würde es morgen sehen. Ich hoffe doch, erwiederte er, man soll es wohl an dem Liede nicht merken, daß ich so alt bin. Das neue Jahr erlebte er noch, und zwey Tage dazu, während denen er kämpfend gegen Schwäche und Schwindel sich noch liebreich mit seinen Freunden unterhielt. Am 4. Jenner gegen die Morgenröthe erholte er sich abwechselnd, dann sank er in den Zustand der Unbewußtheit; seine Lebenskraft schwand, er näherte sich der Grenze des Landes, aus dem noch kein Sterblicher Kundschaft zurückgebracht hat.

Er starb 73 Jahre alt, am 4. Jenner 1814. Sein Ende war ruhig und sanft, wie sein

Leben. Noch einige Minuten vor seinem Abscheiden bemühte sich ein Freund ihm das Hauptküssen höher zu legen. Da belebten sich noch einmal seine Blicke, er warf sie auf seine Gattin, die ihren Schmerz und ihre Thränen aus Schonung für ihn vergeblich zu verbergen suchte — dann wieder auf seine umstehenden Freunde mit jenem Ausdrucke von Dank, Liebe und Freundlichkeit, der ihm so eigen war, und mit welchem er die letzten Dienstleistungen zu vergelten sich bemühte. Dann schloß er beym völligen Bewußtseyn die Augen zum ewigen Schlafe; sein unsterblicher Geist entfloh, ohne äußere Zeichen von Angst und Bangigkeit. So ist der Tod des Gerechten!

Alles, was in der Menschenwelt einmal da war, erscheint nie wieder in vollkommener Gleichheit. Wiederholen in Zügen der Aehnlichkeit kann es sich wohl, aber nicht nach der Gleichheit; so will es das Gesetz der Mannigfaltigkeit in der Natur. Auch der Mann von der größten Aehnlichkeit des Geistes bleibt immer

der Sohn seiner Zeit, vielfach von ihr gebildet durch den Einfluß und die Macht eigener Zufälle, und auf diese Weise zu seinem Denken und Handeln bestimmt. Wenn daher der Geistesverwandte eines Dichters aus der Vorwelt viele Menschenalter später nach ihm bey einem andern Volke geboren wird, so wird er doch wieder ganz anders erscheinen, als jener war. Der philosophische Beobachter sieht in beyden das, was gemeinschaftlich, und auch was verschieden ist. Dieses treue Auffassen und Vergleichen der Eigenthümlichkeiten ganzer Zeitalter und auch einzelner Menschen gehört zu den schönsten Bemühungen und Genüssen des menschlichen Geistes, nicht nur bey Betrachtung jener gewaltthätigen Heroen, welche die Welt aus den Angeln reißen, sondern auch jener milden Gestalten, die zuweilen erscheinen, um das Menschengeschlecht mitten unter Unfällen zu trösten, zu belehren, und zum bescheidenen dankbaren Genusse des Guten und Schönen aufzumuntern, das ihm die Vorsicht sogar auf den

Trümmern eines, wo nicht ganz verschwundenen, doch traurig gestörten Glückes noch in der Welt übrig ließ.

Eine solche milde Erscheinung am Himmel der deutschen Literatur war der Dichter Jacobi. Viele haben ihn oft mit dem griechischen Dichter Anakreon von Tejos in Jonien verglichen, der 557 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung beyläufig unter dem persischen König Cyrus lebte. Aehnlichkeit haben allerdings diese beyden Geistesverwandten, aber bey weitem keine Gleichheit. Beyde waren lyrische Seelen. Allein Anakreon auch in seinem hohen Alter, über das er oft in seinen Liedern scherzte, hatte nur sinnlichen Genuß, Wein und Liebe und solche Zeitvertreibe im Auge, welche die Sittlichkeit verwirft, und die, gelinde gesagt, auf Rechnung seines in Wohllüste versunkenen Jahrhunderts gesetzt werden müssen.

Auf der andern Seite war Jacobi der reinste Geist, an dem nie ein Fleck haftete; der seine Sittlichkeit bis in das späteste Alter im Handeln

und Denken behielt, ja immer veredelte, wie wir es aus seinem noch spät gesungenen Liede über das Alter *) erkennen müssen. Beyde Dichter waren also in nichts, als in der fein gebildeten und harmonischen Sprache, in dem heitern sanften Ergusse der Gefühle ähnlich, in welchen ihre Muse sang. Allein jeder von ihnen stimmte seine holde Lyra mit eigenthümlicher Kraft, nach verschiedenen Absichten. Jacobi's Geist war umfassender, und bemächtigte sich, schwebend in der Höhe ächter Menschenveredlung, eines größern Umfangs der mannigfaltigsten Ideen.

Entsprossen in einem durch Moral und Religion gebildeten Volke hatte er das Eigenthümliche, daß er von seiner schönen Jugend an bis zu seinem ehrwürdigen Greisenalter die Poesie nicht wie eine profane Kunst, sondern wie einen heiligen Beruf, wie ein aufgetragenes Werk betrieb, und seine edle Sprache nur zur Beförderung des Schön=Guten, das die Griechen

*) Jac. Werke VII. Bd. S. 212.

mit Kalokagathie bezeichneten, verwendete. In seinem Innern hatte sich eine eigne Welt gebildet, und er führte in dieselbe gute Menschen, die ihn verstanden, zum Mitgenusse ein. Er war Dichter und belehrender Nationalsänger, wollte auch nichts anders seyn. Selbst das bürgerliche Amt, welches er in der zweyten Hälfte seines Lebens noch übernahm, würde er nie angenommen haben, hätte es ihm andere Pflichten aufgelegt, als die er selbst so gern als edler Menschenfreund und Verkündiger schöner Lebensweisheit ausübte.

Wir haben Jacobi's eigenes Geständniß dieser Gesinnungen: „Mit Hülfe der Musen", sagte er einmal, „schuf ich mir eine Welt, so „reich an Genuß, daß ich dasjenige, was sonst „am ängstlichsten gesucht, am schwersten gefunden „wird, nicht bedarf, es nicht einmal zu gebrauchen weiß. In dieser meiner Welt kann es „mir nicht einfallen, nach sogenannten großen „Dingen zu streben, weil sie mir klein erscheinen; da hingegen mancher kleine Gegenstand,

„den die Mehrsten kaum eines flüchtigen Blickes „würdigen, sich in meinen Augen veredelt und „mich fest hält. Und wie oft haben Dichter „Phantasieen und die zu ihnen sich gesellende, „sorgenfreye Laune mir die neuesten Wege „geebnet *)?"

Jacobi begieng nie eine Verrätherey an seinem Zeitalter; man hätte mit Recht ihm dieses vorwerfen können, wenn er um des schnöden Beyfalls willen sich nach dem so oft in schlimmern wechselnden Geschmack desselben bequemt hätte. Diesem Fehler, oder vielmehr dieser epidemischen Sucht, mit der so viele neuere Dichter befallen worden, wich er sorgfältig aus; denn er meinte, das Zeitalter sollte nicht dem Dichter, sondern dieser vielmehr seinem Zeitalter die Stimmung geben. Also blieb er sich immer treu, von seinen frühesten Werken bis zu den spätesten; sie

*) Ueber das Glück einer reichen Phantasie, die er eine Gotteskraft nennt. S. Jac. Werke III. Bd. S. 225.

haben immer eine gleiche Richtung zum Schönen, zum Edeln, zum Sittlichen und zum Natürlichen.

Ein Mann, begabt mit einem solchen Gemüthe, gehört zu dem Adel der Menschheit. Ihm ist das ehrgeizige Jagen nach Würden und Reichthum fremd; er hat nur Ein Streben, nämlich als Sänger von seinem Volke gehört, gekannt und geliebt zu seyn.

In allen Sprachen der Völker hat man den sittlich guten Sängern das Beywort fromm zugelegt. Und diese Auszeichnung ist es, die unserm Jacobi vorzugsweise gebührt; denn er wollte nur veredelte Gefühle, heitere Liebe und mit Sittlichkeit gepaartes Wohlwollen unter den Menschenkindern verbreiten. Alles übrige, was außer diesem Kreise ihn umgab, blieb ihm fremd. Er gieng durch das Leben ohne Sorge, ohne Streit, ohne Hader, und aus dem Leben mit Ruhe, mit jenen guten Hoffnungen, die die Weisen und die Frommen aller Nationen nie verlassen, hinüber in das Elysium, in dessen

Gefilden sein Geist, während er noch unter uns wandelte, oft so gerne träumend verweilte. In diesen wenigen Zügen läßt sich, wie ich glaube, das Bild des edeln Mannes im Kleinen zusammenfassen. Ihn ganz und nach Würde zu schildern, forderte den Pinsel eines Tacitus oder Plutarchs.

Nachdem Jacobi abgeschieden war, besorgte man die Anstalten für sein Leichenbegängniß, das nach der Sitte des Landes erst am dritten Tage statt haben durfte. Seine sterbliche Hülle blieb indessen ausgesetzt, und ward noch von vielen, denen er so theuer war, zum letztenmal besucht. Ein Ausdruck von Freundlichkeit erhielt sich in seinem erblaßten Angesichte; die Züge glichen denen eines ruhig Schlummernden, es war die Schönheit des Todes. Die trostlose Gattin erwies ihm den letzten Liebesdienst, legte zu seiner Rechten eine Rose, zur Linken einen Myrthenzweig, seine Schläfen wurden mit einem Lorbeerkranze umwunden. Bey allen Mitbürgern sprach sich allgemeines Bedauern aus;

denn ungetheilt war das Wohlwollen gegen den Mann, der mit so viel Würde, mit so viel sittlichen und bürgerlichen Tugenden lange unter ihnen gelebt, und so große Verdienste um die Bildung der Jünglinge sich erworben hatte.

Höchst feyerlich war der Leichenzug; eine Gesellschaft angesehener junger Akademiker ließen sich die letzte menschenfreundliche Dienstleistung nicht abstreiten, den Sarg ihres geliebten Lehrers wechselweis selbst auf den Schultern zu tragen. Auf dem schwarzen Grabtuche lag ein weißes Polster, auf diesem sein berühmtes Aschermittwochs-Lied mit dem wohlverdienten Lorbeerkranz. Dieses Lied, von dem ich schon oben sprach, in welchem er die Hoffnung zur Ruhe in einem bessern Leben jenseits des Grabes vorgetragen hatte, ward von Chören vortretender junger Mädchen unter Begleitung blasender Instrumente abgesungen. Gewiß hätte Jacobi nie vermuthet, daß dieses schöne Lied einst sein Todtengesang seyn, und ihm die nämliche letzte Ehre wiederfahren würde, wie dem alten Sän-

ger Frauenlob *) vor 500 Jahren in Mainz geschah, der von edeln Frauen und Töchtern unter seinen eignen Gesängen zu Grabe begleitet wurde. An der Spitze des Trauergeleits waren sämmtliche Lehrer der hohen Schule, dann folgten mehrere Herren von den Landesstellen und von dem Adel, unter Vortretung des in Freyburg studierenden jungen Fürsten von Fürstenberg, hierauf die Mitglieder des städtischen Magistrates, endlich die gesammten Akademiker und die Schüler des Gymnasiums mit einer unzählbaren Menge von Bürgern.

*) Frauenlob starb im Jahre 1318. Er war Doktor der Theologie und hieß eigentlich Heinrich von Meißen. Seine Dichtungen feyern die Liebe Gottes, die Frauenliebe und die Tugenden der heil. Jungfrau; viele sind im Lehrton, andere in allegorischer Mystik geschrieben. Auch hat man noch von ihm eine Umschreibung des Salomonischen hohen Liedes. Siehe die Manessische Sammlung Thl. II. S. 213; auch Docens Miszellen der deutschen Literatur (8° München 1809) Thl. II. S. 278.

Der Zufall wollte es, daß der Zug vor dem Hause, in welchem Se. Majestät der König von Preußen, damals in Freyburg anwesend, wohnte, vorbeygeführt wurde; der erhabene Monarch trat an das Fenster, und war Zeuge der einem Dichter erwiesenen letzten Ehre, welcher ehedem lange Jahre in seinen Staaten gelebt hatte, und, als eifriger Bewunderer Friedrichs des Großen, dessen Heldentugenden er so oft besungen hatte *). Nicht ohne Theilnahme sah der König jener Feyerlichkeit zu, mit der Freyburgs Bürger Tugend und Verdienst, in welchen Formen des Kirchenglaubens dieselben unter ihnen erscheinen mögen, auszuzeichnen gewohnt sind.

Eine schöne Standrede hielt der evangelische Stadtpfarrer und Professor Wucherer bey dem Grabe seines verblichenen akademischen Amtsge-

---

*) S. dessen Cantate auf den Geburtstag Friedrich des Großen, aufgeführt zu Halberstadt im Jahr 1771. Siehe Jac. Werke II. Bd. S. 21.

nossen. Mit rührender Beredtsamkeit schilderte er die Empfindungen so vieler um die Größe des erlittenen Verlustes trauernden Freunde, und bemühte sich ihnen Trost einzuflößen. Nicht minder schön und rührend war die Rede, welche Professor von Rotteck dem Gedächtniß des edeln Dichters im Gebäude der hohen Schule hielt.

Jacobi's Leiche ward auf dem Begräbnißplatze der Universität in einem ausgemauerten Raume eingesenkt; zu seinen Füßen liegt der zwey Jahre früher ihm vorangegangene Sohn. Ausdrücklich war der Wunsch des Dichters, daß man den Ort, wo sein Leib niedergelegt würde, mit einem einfachen schwarzen Kreuze bezeichnen solle. Es ward vollzogen; und so ragt denn aus dem Grabhügel des in die Ewigkeit Geschiedenen das Kreuz hervor, ein Symbol der christlichen Erlösung für Millionen Sterbliche, so wie aus den Tiefen des Ozeans die Wimpel eines mit reicher Ladung versunkenen Schiffes noch emporragen, eins, wie das andere dem

ernsten Beschauer ein Erinnerungsmal an den Untergang so mancher irdischen Herrlichkeiten.

Hoffentlich werden die Herren der strengern Observanz, die einst an der Orthodoxie seines Aschermittwochs-Lieds zweifeln wollten, kein Aergerniß an diesem hölzernen Kreuze nehmen, seitdem wir erlebten, daß nach dem rühmlich ausgefochtenen Freyheitskriege das eben so einfache als schmucklose eiserne Kreuz zum Zeichen christlicher Einigkeit auf die Brust der tapfern Streitgenossen gerade an dem Fleck als Sieges-Zeichen geheftet ward, unter welchem das Herz für Fürst und Vaterland so stolz empor schlug.

Sang doch Jacobi selbst vom Kreuz in einem Liede:

„Wohl uns! der große Lebensquell
„Versiegt dem Geiste nimmer;
„Das Kreuz auf Gräbern, wie so hell
„In dieser Hoffnung Schimmer *).

---

*) Siehe Jac. Werke III. Bd. S. 256.

Wir glauben, daß das von den Chören junger Mädchen abgesungene Lied den Verehrern des Dichters nicht unangenehm seyn werde, so wie sein letztes Gedicht zur Begrüßung seiner Mitbürger bey dem neuen Jahr 1814 und der drey Monarchen in Freyburg, die sich von da aus zum Uebergange auf das feindliche Gebiet mit ihren Heeren rüsteten. Beyde mögen daher diese Biographie, wie ein Blumengewinde beschließen.

Jacobi's Lied über den Aschermittwoch.

Abgesungen von Mädchen-Chören bey seinem Leichenbegängnisse.

Weg von Lustgesang und Reigen!
Bey der Andacht ernstem Schweigen
Warnen Todtenkränze hier,
Sagt ein Kreuz von Asche dir:
Was geboren ist auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

Vom Altar in die Palläste
Dräng' es sich zum Jubelfeste;
Mitten unterm Göttermahl
Ruf' es in den Königssaal:
Was den Zepter führt auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

Wo Trophäen sich erheben,
Sieger jauchzen, Völker beben,
Tön' es aus der Ferne dumpf
In den schallenden Triumph:
Was den Lorbeer trägt auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

Wie sie ringen, sorgen, suchen,
Das Gefundne dann verfluchen,
Der umhergetriebne Geist
Felsen thürmt und niederreißt!
Was so rastlos strebt auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

Siehe durch des Tempels Hallen
Mann und Greis und Jüngling wallen,
Und die Mutter, die entzückt
Ihren Säugling an sich drückt.
Was da blüht und reift auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

Wie sie kommen, ach! so kamen
Viele Tausend; ihre Namen
Sind erloschen, ihr Gebein
Decket ein zermalmter Stein.
Was geboren ist auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

Aber, von der Welt geschieden,
Ohne Freud' und ohne Frieden,
Blickt die Treue starr hinab
In ein modervolles Grab.
Was so mächtig liebt auf Erden,
Soll es Erd' und Asche werden?

In den schönsten Rosentagen
Füllt die Lüfte banges Klagen,
Jammert die verwais'te Braut,
Einem Schatten angetraut.
Liebe kann nicht untergehen;
Was verwes't, muß auferstehen.

Und das brüderliche Sehnen,
Abzuwischen alle Thränen;
Was die Hand der Armuth füllt,
Haß mit Wohlthun gern vergilt:
Ewig kann's nicht untergehen,
Was verwes't muß auferstehen.

Jene, die gen Himmel schauen,
Ihrer höhern Ahnung trauen,
Diesem Schattenland' entfliehn,
Vor dem Unsichtbaren knien,
O die werden auferstehen!
Glaube kann nicht untergehen.

Die dem Vater aller Seelen
Kindlich ihren Geist befehlen,
Und, vom Erdenstaube rein,
Der Vollendung schon sich freun,
Sollten sie, wie Staub, verwehen?
Hoffnung muß dem Grab' entgehen.

Sieh an schweigenden Altären
Todtenkränze sich verklären,
Menschen-Hoheit, Erdenreiz,
Zeichnet dieses Aschenkreuz;
Aber Erde wird zu Erde,
Daß der Geist verherrlicht werde.

Jacobi's letztes Gedicht,

vier Tage vor seinem Absterben.

Der Abendsonne gleich, wenn sie die Wetterwolke
Zerstreut, und dann voll Majestät
Dem furchtbefreyten Schnitter untergeht,
Ihr gleich, entwich dem biedern deutschen Volke
Das alte lorbeerwerthe Jahr.
Noch scheidend hob's im Siegestanze,
Zur Tilgung unsrer langen Schmach,
Empor die Ketten, die es brach,
Empor, mit Feindes-Schwert und Lanze,
Den kühn errungnen Adler, der, zerstückt,
Nicht drohend mehr auf unsre Heere blickt.

So schwand das alte Jahr, begleitet
Von Jubelschall, und sieh! ein neues schreitet
Daher im jungen Morgenglanz.

Wie grünt der frisch-gepflückte Kranz,
Den mit dem Palmzweig seine Rechte hält,
Weissagend künft'ge Siegesfeyer!
Zu neuen Kämpfen ruft es die Befreyer
Der unter hartes Joch gebeugten Welt.
Heil uns! Durch Freyburgs Thore zogen
Die Cäsarn, brüderlich verbündet, ein;
Denn ihnen soll der bald erfochtne Rhein
Trophäen, Säulen, Ehrenbogen,
An seinen beyden Ufern weih'n.
Heil uns! Die Helden rasten nicht,
Bis vor der Völker Angesicht
Ihr Muth, was er begann, vollendet und gekrönt,
Bis jeder die erhabnen Manen
Erzürnter, weggewandter Ahnen
Den späten Enkeln ausgesöhnt.
Dann wird auf sein Geschlecht herab,
Wie einst, mit seligem Vertrauen,
Der Schatten Hermanns wieder schauen,
Der nicht das Blut der treuen Krieger gab,
Um sich den höchsten Thron zu bauen, um allein
Beherrscher einer Welt zu seyn.

Auf Leichen ließ er nur sich Leichen thürmen,
Den nie verletzten Opferhain
Und seinen rauhen Wald vor Knechtschaft zu beschirmen.
Ihr Deutschen, auf! Der Deutsche darf,
Wenn er die letzten Legionen niederwarf,
Laut seines Hermanns Ruhm verkünden,
Und heil'ges Eichenlaub um seine Schläfe winden.
Auch seh' ich schon die unbezwungne Schaar
Der Reussen ihren Blick mit Zuversicht erheben
Zu jenem thatenreichen Czar *),
Dem mehr, als Kaiserkron und Leben,
Der Länder neue Schöpfung war.
Und o! Das Volk der muth'gen Brennen **),
Mit altem Stolze wird's den großen Friedrich nennen.
Bey Habsburgs ***) Namen — doch was wagt ein Saitenspiel,

*) Peter der Große.

**) Preußen.

***) Der edle Rudolph von Habsburg, Stifter des östreichischen Kaiserhauses.

Das oft schon meiner Hand entfiel,
Wenn zitternd sie zu Liedern es bespannte,
Weil sich im Greise noch der Patriot ermannte?
Wer diesen Tag begrüßet mit Gesang,
Der muß zum Feldgeschrey, zum Waffenklang
Voll Jugendkraft die Leyer schlagen,
Wie der Cherusker Barden = Chor sie schlug,
Und Todesfurcht mit ihr dem Feind' entgegen
trug!
Dem alten Sänger sey's genug,
Wollt, unter Euren Sieges = Chören,
Ihr, die ein zweytes Vaterland,
Durch manches süße, festgeknüpfte Band
Mit mir vereinte, noch die leis're Stimme hören,
Die Euch zur schüchternen, gedämpften Harfe
singt,
Und meinen letzten Segen bringt.

Staatl. Bibliothek Passau

Lbac

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ittner, Joseph Albrecht <<von>>,

Leben Joh. Georg Jacobi's

Zürich 1822

Passau, Staatliche Bibliothek -- S nv/Lbac (b) 7
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11342482-1